

Werk

Titel: Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste; Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften

Verlag: Breitkopf

Jahr: 1746

Kollektion: Rezensionenzeitschriften

Digitalisiert: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen

Werk Id: PPN556860969_0002

PURL: http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN556860969_0002

LOG Id: LOG_0025

LOG Titel: III. Stück

LOG Typ: issue

Übergeordnetes Werk

Werk Id: PPN556860969

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN556860969>

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=556860969>

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Georg-August-Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen
Germany
Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

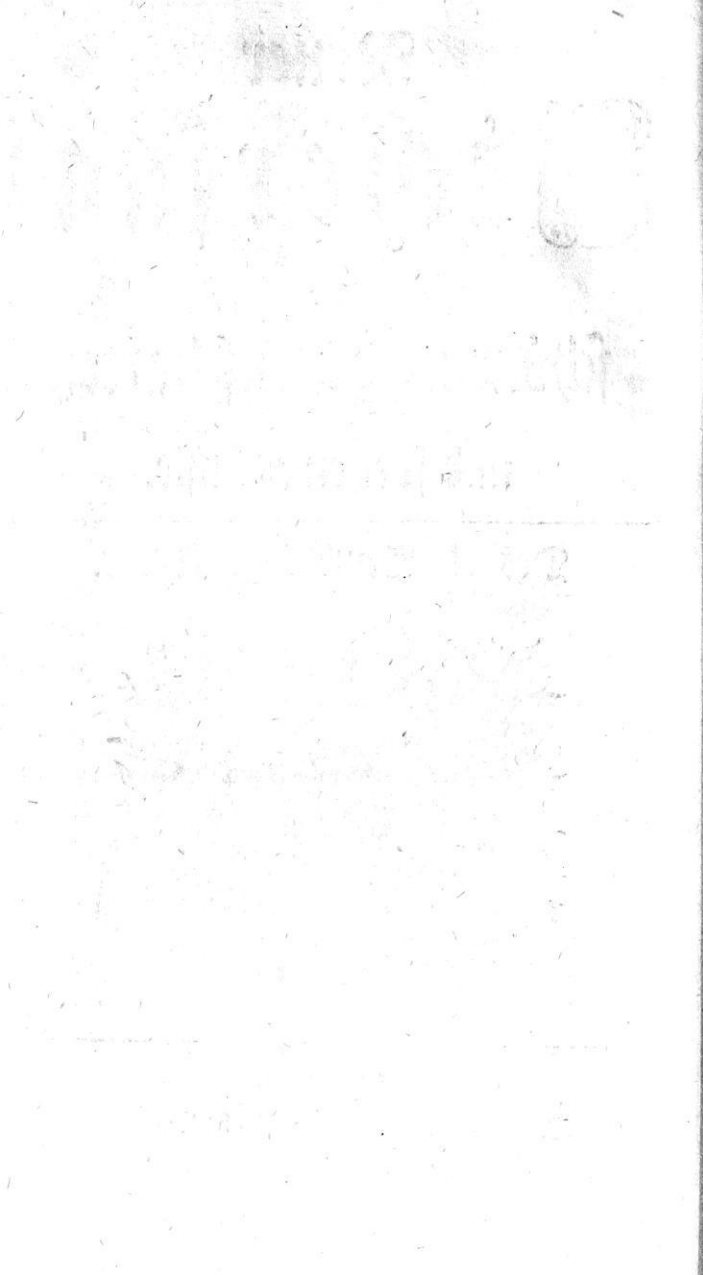
Neuer Bücheraal

der
schönen Wissenschaften
und freyen Künste.

Des II. Bandes 3. Stück.



Leipzig,
Verlegt Bernhard Christoph Breitkopf,
im Monat März 1746.





I.

Johann Adolph Scheibens, Königl.
Dän. Capellm. Critischer Musicus. Neue ver-
mehrte und verbesserte Auflage, Leipzig bey
Bernhard Christoph Breitkopf
1745. in gr. 8.



a zu unsern Zeiten, das ist irgend
seit zwanzig Jahren, alle freye
Künste und schöne Wissenschaf-
ten ein merkliches Wachsthum
in Deutschland erfahren haben;
und wenigstens sehr aus ihrer vormalig-n Raubigkeit
gerissen worden: so würde es ein Wunder seyn, wenn
die Tonkunst ganz allein nichts von diesen glücklichen
Umständen empfunden hätte. Allein die Verwand-
schaft der Musik mit der Dichtkunst und Beredsam-
keit ist viel zu groß, als daß ein Schicksal, welches
jene beyde Schwestern betroffen, sich nicht auch auf
diese hätte erstrecken sollen. Sie hängen alle drey,

größtentheils von einerley allgemeinen critischen Regeln ab, und da dieselben in den erstern einmal glücklich entdeckt, und bekannt gemacht waren: so durfste nur ein Kopf darüber kommen, der in der Musik geschickt, und in jenen kein Fremdling war, um dieselben auch in seine Kunst überzutragen, und vermittelst derselben eine merkliche Verbesserung in der Musik zu veranlassen.

Doch die Zahl der Musikverständigen ist insgemein nicht sehr groß, ob es wohl von Tonkünstlern überall wimmelt. Noch seltner aber sind unter den erstern, die man sonst Componisten nennet, diejenigen, die außer ihren Noten, auch sonst was studiret haben. Die meisten glauben, das bloße Naturell, nebst wenigen mechanischen Kunstgriffen, und den Mustern gewisser berühmten Musikmeister, wären schon überflüssig zureichend, einen zum Componisten und Capellmeister zu machen: viele aber, die auch wohl merken, daß ihnen noch sonst etwas fehlt, haben das Glück nicht gehabt, so erzogen zu werden, daß sie sich selbst helfen könnten. Das schlimmste dabei ist, daß die wenigen, denen es geglückt, durch viele Mühe und Fleiß in andern Wissenschaften, auch eine tiefere Einsicht in die Musik zu bekommen, von den übrigen handwerksmäßigen Spielleuten insgemein als Grillenfänger verachtet und ausgelachet zu werden pflegen.

Unter die kleine Anzahl solcher gelehrten Musikverständigen, die mit allen freyen Künsten zugleich in Bekanntschaft stehen, ist nun auch der Hr. Capellmeister Scheibe zu zählen, dem wir diesen critischen

Musicus

Musicus zu danken haben. Er hat sich durch den wenigen Dank, den die critischen Verbesserer der schönen Wissenschaften insgemein erhalten, nicht abschrecken lassen, vor sieben Jahren ohngefähr, in Hamburg Hand an die Musik zu legen. Hier lebte er damals, ob er wohl ein gebohrner Leipziger war, und daselbst etliche Jahre seine Studien mit Fleiß getrieben hatte. Er gab alle 14 Tage einen halben Bogen, unter diesem Titel heraus, und machte dadurch alle diejenigen aufmerksam, welche den guten Geschmack in freyen Künsten, eine schöne Schreibart, und eine tiefe Kenntniß der Tonkunst zu unterscheiden wußten. Er setzte diese Schrift ein paar Jahre beständig fort: hatte aber auch das Schicksal vieler andern, die in Wespennester stören, daß er nämlich hin und her ihre Stacheln fühlen mußte. So wohl in Ober- als Niedersachsen fanden sich Gegner, die sich durch einige seiner Blätter beleidiget, oder doch getroffen fanden; und ihm solches nicht schenken wollten. Herr Scheibe antwortete ihnen auch zuweilen, wenn er es für nöthig hielt; endlich aber ward er mit seiner Schrift, und seine Gegner mit ihren Streitschriften fertig.

Dabey blieb es nun etliche Jahre, und die Liebhaber einer geläuterten Theorie in der Musik lasen seine Blätter mit Vergnügen: gleichwohl bemerkten einige Freunde des Herrn Verfassers, der indessen Königl. Dänischer Capellmeister ward, daß zu den Abhandlungen gewisser Materien, noch verschiedenes hinzu gesetzt werden könnte. Sie riethen also demselben an, noch einmal Hand ans Werk zu legen, und eine neue Ausgabe seines Buches zu veranstalten. Er

sah selber wohl ein, daß er in dem engen Raume eines halben Bogens, den seine Blätter jedesmal eingenommen, nicht allemal Platz gehabt, seine Gedanken von manchem Stücke der Tonkunst ausführlich genug zu entdecken; wie er in der Vorrede gesteht: daher faßte er den Entschluß, diesen Mängeln abzuheffen, und der Welt ein Buch zu liefern, welches sich gegen seine Gegner gleichsam selbst vertheidigen könnte.

Der Herr Verfasser giebt von einigen Umständen, die den Abdruck des Werkes verhindert haben, in der Vorrede Nachricht, und entschuldiget sich dadurch, daß er verschiedener musikalischen Neuigkeiten darinn nicht gedacht, so sich in der Zeit eräugelt haben. Daher hat er diese Vorrede bestimmt, einige solcher Anmerkungen einzurücken, die ins Werk nicht haben kommen können: giebt aber zuvor Nachricht, wie er diesen Tractat verbessert habe, und was diese Auflage von der ersten unterscheidet.

Erstlich also hat er von dem Buche ein ganz neues Manuscript machen müssen; weil er außer obigen Ursachen, einige Blätter in der Eile hatte verfertigen müssen, wie es in solchen wöchentlichen Schriften zu gehen pflegt. Auch die Schreibart hatte eine Verbesserung nöthig: bey welcher Gelegenheit wir es dem Herrn Verfasser als ein besonderes Verdienst nachrühmen, daß er in einer Kunst, worinn bisher eine solche kauderwälsche Sprache geherrscht, und wo alles mit übelverdauten Brocken der Ausländer überschwemmet gewesen, dennoch sehr reines Deutsch geschrieben; so viel es nämlich die bisherige italienische Sucht der deutschen Musikmeister zugelassen hat.

Frey-

Freylich sind noch hin und wieder einige fremde Kunstwörter übrig geblieben: allein wer konnte einen solchen Stall auf einmal säubern? Der Herr Capellmeister hat genug gethan, daß er den großen Reichthum unserer Muttersprache in den allermeisten Stücken gewiesen: andre werden wohl thun, wenn sie auf seiner Bahn fortgehen werden. Dieses nun veranlaßte ihn, viele Blätter umzuschmelzen, andre mit Zusätzen zu versehen; aus einigen etwas wegzulassen, viele Anmerkungen und neue Abhandlungen beizufügen: so daß der isige critische Musicus fast noch einmal so stark geworden ist; als er in der ersten Auflage gewesen war.

Weil wir voraussetzen können, daß der Hauptinhalt desselben, den Liebhabern der Musik längst bekannt gewesen, so wollen wir uns hier dabey nicht aufhalten; sondern nur von den Verbesserungen reden, dadurch die isige, zu einem von den trefflichsten Büchern geworden, welches zu unsern Zeiten herausgekommen ist.

Da der Herr Verfasser in der Verbesserung des Textes auf die Wahrscheinlichkeit der Zeit zu sehen hatte, als seine Blätter zuerst in Hamburg herausgekommen: so hat er alles, was sich dahin nicht schickte, in die Anmerkungen gebracht. Die Zusätze also betreffen den Text selbst; die Anmerkungen ober enthalten verschiedene Materien, die nicht im Texte statt finden konnten, und doch zum Verstande der Sachen nöthig waren. Er hat darinnen verschiedenen Einwürfen begegnet, musikalische Kunstwörter erklärt, u. d. gl. So ist nun sein Werk nicht nur für Mu-

sikverständige, sondern auch für diejenigen, die solcher Kunst ganz unfundig sind, dennoch aber daraus gern etwas verstehen wollen, brauchbar geworden.

Das II. III. und XVte, das XXI. XXIV. und XXV. St. haben die wichtigsten Zusätze und fast ein neues Ansehen erhalten. Alle Stücke die von der theatralischen Musik handeln, wie auch das XXXVII. XXXVIII. und XLste St. imgleichen die meisten, die von denen zum Kammerstyl gehörigen Vocalstücken reden; ferner das XLII. XLVIII. und LVste Stück haben gleichfalls starke Verbesserungen bekommen. Bey diesem letztern ist eine schöne Stelle von Kirchenmusiken, aus dem englischen Zuschauer beygefügt. Sodann ist das LVI. LXIII. LXVII. LXVIII. bis LXXIII. imgleichen das LXXVIII. merklich besser ausgeführet: ja es wird so leicht kein einziges ohne alle Veränderung, oder ohne Zusatz geblieben seyn.

Unter den Anmerkungen sind folgende merkwürdig: Beym IIten Stücke beweist er, daß die Meynung, Pythagoras habe in der Schmiedesse die Proportion der Töne erfunden, fabelhaft sey; und bey der 7ten Anmerkung desselben Stückes, das vom Alterthume der Opern handelt, führt er iho noch das bänlische Wörterbuch, im Art. Rinuccini und Sulpitius an, wo man zumal in der deutschen Ausgabe, mehrere Nachricht davon finden kann. Die 6te Anmerkung beym VII. Stücke betrifft die Fehler der Sänger und Sängerinnen, in Ansehung der Action auf der Schaubühne, theils auch die Beurtheilung der Oper überhaupt.

In diesem ganzen Stücke wird man sehen, daß ein großer Meister in der Musik, ein berühmter Capellmeister und Componist, ja was noch mehr ist, ein gelehrter und critischer Kenner der Musik, eben so von den Opern urtheilet, wie schon im 1730sten Jahre in der critischen Dichtkunst davon geurtheilet worden. " In unsern meisten Opern, so hebt er an, herrschet ein niederträchtiges und abgeschmacktes Wesen, welches der Vernunft und allen Regeln so augenscheinlich widerspricht, daß man sich nicht wenig wundern muß. daß es noch Leute giebt, die diese ungereimten Dinge hören, und so gar bewundern können. = = = Die lächerlichen Ausschweifungen, welche darinnen zu unsern Zeiten überhand genommen haben, verdienen die Verachtung aller Vernünftigen. Deswegen bin ich auch gezwungen öffentlich zu gestehen, daß ich nicht unter diejenigen gehöre, die diese Thorheiten billigen, und die eiteln und hirnlosen Einfälle unsrer meisten Operndichter durch ihren Beyfall vermehren.,,

Wen dieses Urtheil verdrießt, der muß dieses ganze Blatt nachlesen, wo er die Ursachen ausgeführt finden wird, warum die Opern so lächerlich und unordentlich sind; davon die erste an den Poeten, die zweyte an den Componisten, und die dritte an den Sängern liegt. Was er von dem ersten Stücke sagt, ist so gründlich und der Erfahrung gemäß, daß man schwerlich etwas dagegen wird aufbringen können. Von den Fehlern der Poeten führt man ein paar

Proben an, da theils Pompejus, theils Hannibal, ein paar lächerliche Arien singen. Am seltsamsten aber ist diese, die in einer der neuesten Hamburgischen Opern vorkommen soll, wo ein stoischer Weltweiser so singen muß:

Wie Katzen und Hunde sich beißen,
 Einander die Jacke zerreißen;
 Bald aber sich wiederum lecken,
 Und Junge zusammen wohl hecken:
 So machen die Menschen es auch.
 Sie wollen selbst auf ganzer Haut nicht schlafen,
 Sie machen sich muthwillig viel zu schaffen,
 O schändlicher Gebrauch!

Wir könnten dem Herrn Capellmeister aus unserer Sammlung alter Opern noch viel lustigere Bißchen mittheilen; wenn wir nur die vom Hamburgischen Ochsen-schlachten, und die Eifennachische, von den löblichen Anstalten der Obrigkeit im Bierbrauen, ein wenig durchblättern wollten. Doch der Raum leidet solches hier nicht, und wir sparen solches auf andre Zeit. Soviel ist aber wahr, wie der Herr Capellmeister Scheibe auf der 70sten Seite urtheilt: „Gewiß, wir haben wenig solche Männer, die in der Oper den guten Geschmack bewiesen. Im Gegentheile giebt es eine große Menge, solcher hirnloser Dichter, die die Größe der Poesie, und die Ehrbarkeit der Schaubühne auf das stärkste verunehren, so daß auch daher die Oper bey den Vernünftigen in die größte Verachtung gerathen ist.“ Und ungeachtet der Herr Verfasser unter die guten Operndichter, denjenigen rechnet, unter dessen Namen die Oper

Oper **Sancio** sonst bekannt ist; indem er eine Stelle anführet, die **Sinilde** zu ihrem Sohne sagt: so ist doch bekannt, daß diese Oper nur eine Uebersetzung aus dem italienischen ist, und also dem Urheber, und nicht dem **Dollmetscher** zur Ehre gereichet; zumal da die deutschen Verse so hart und gezwungen, auch zum Theil sehr undeutsch klingen. Von seinen eigenen Opern könnten wir allenfalls solche lächerliche Proben anführen, als irgend ein anderer Opernmacher gegeben hat; wenn es der Mühe werth wäre.

Die zweite Ursache des Verfalls, drückt der Herr Verfasser so aus: „Die meisten Componisten sind in den Wissenschaften noch unerfahrener, als unsre poetische Helden. Sie verstehen so gar ihre eigene Muttersprache nicht. Sie haben keinen Begriff von der Rede, von dem Ausdrucke und von dem Steigen und Fallen der Worte und Sylben. Sie setzen das Recitativ nicht nach der Natur des Redenden, sondern nach einigen harmonischen Regeln, die nur allein auf den Zusammenhang, und auf den bloßen Abfall der Töne und Intervallen gehen. Die Gemüthsbewegungen auszudrücken sind sie am wenigsten geschickt; und die Zuhörer in eben die Leidenschaft zu setzen, die sie vorstellen sollen, ist ihr Werk nicht. Und doch ist solches allerdings nöthig. Ein italienischer Einfall ist ihnen allemal so schön, daß sie sich nicht entbrechen können, ihn auf solche Worte zu setzen, dahin er gar nicht gehöret. Die weiten Ausdehnungen der Wörter und Sylben sind allezeit nothwendig, wenn auch der Verstand und die Sachen kaum erlauben, daß der Sänger bey
den

„den schlechtesten Noten einige wenige Manieren hinzuthue. Ein Italiener wiederholet z. E. die Worte Io voglio verschiedene male, und unterbricht auch wohl den Gesang durch einige Pausen, ehe man noch weiß, daß er lieben will. Er läßt seinen Helden unzählige mal alla, alla singen, und man erfährt erst in einer viertel Stunde, daß er sagen will alla vendetta! Die Deutschen haben gehört und gesehen, daß diese Italiener ihre unnatürliche Wiederholung mit einem wohlklingenden Gesange begleitet haben, und daß diese Leute berühmte Meister in der Musik sind, die sich einen großen Ruhm erworben haben. So wird denn der Schluß gemacht: da solches berühmte Männer gethan haben, so können wir es auch thun; gleich als wenn angesehene Leute keine Thorheiten begehen könnten.

Auf gleichen Schlag fährt der Herr Verfasser fort, den Componisten voriger Zeiten den Text zu lesen; der abermal mit demjenigen ganz einstimmig ist, was Herr Prof. Gottsched ihnen schon vor 16. Jahren in seiner critischen Dichtkunst für Vorwürfe gemacht hatte. Hierauf kömmt er auch auf die Sänger und Sängerinnen, und auch davon müssen wir etwas anführen:

„Endlich, heißt es, müssen wir auch von den Sängerinnen noch etwas reden. Diese sollten billig nicht allein ihre Rollen gut und deutlich absingen, sondern sie sollten auch die Handlungen natürlich und ihrem Character gemäß vorstellen. Wir werden aber unter einer großen Menge sehr wenige finden, die daran denken, daß sie noch zu etwas
„mehr

„mehr, als zum Singen da sind. Wir sehen die
 „Traurigen mit einem lachenden Munde ihre Triller
 „machen. Ja das Wort Dolore oder morir, wird
 „durch kräuselnde Figuren zu einer lustigen Sache ge-
 „macht. Sie bemühen sich um die Wette ihre Ge-
 „schicklichkeit im Singen zu zeigen, die Melodien zu
 „verderben, die Menge ihrer Manieren anzuwenden
 „und dadurch die Worte zu verdrehen und die Aus-
 „drückungen zu schwächen. Das alles thun sie mit
 „solcher Freyheit, als ob sie gar nicht auf der Schau-
 „bühne stünden, wo sie sich ihrem Character gemäß
 „zu verhalten haben. Es trifft bey ihnen ein, was
 „ehemals Herr von Caniz von den Poeten sagte:

„Er sucht ihm fremde Spur,

„Geußt solche Thränen aus, die lachenswürdig scheinen,
 „Und wenn er lachen will, so möchten andre weinen.

„Die meisten Sängerinnen schicken sich am besten, ver-
 „liebte Geberden zu machen, und die zarten Gemü-
 „ther ihrer jungen Zuhörer, durch ihre aufgestellten
 „Reizungen zu bestriicken. Aber die Tugenden in
 „ihrer Größe vorzustellen, und die Zuhörer durch ih-
 „re Vorzüge zu erbauen, kömmt ihnen keinesweges
 „ein. Denn hat wohl jemals ein Opernfrauenzim-
 „mer eine Sittenlehrerin abgeben wollen?

Wir brechen ab, und versichern übrigens, daß der
 Herr Verfasser kein Feind von allen Opern überhaupt
 ist; sondern selbst im 30sten Stücke Vorschläge und
 Regeln ertheilet hat, wie diese Art von Gedichten et-
 was besser und vernünftiger eingerichtet werden könn-
 te: wobey er des Metastasio u. a. neuern Welschen
 ihre Singespiele zu Mustern anpreiset.

Nach

Nach dieser Einschaltung fahren wir fort, die vornehmsten Zusätze und Anmerkungen dieser neuen Ausgabe zu erzählen. Bey dem XXI. St. wird gewiesen, daß eine gute Musik dem Gehöre allemal angenehm sey; worinn der gute Geschmack bestehe; was das heiße, eine Melodie beziehe sich auf einen Hauptton; und was die Absicht der Musik in Ansehung der Affecten sey? Bey dem XXX. wird von den Feinden der Kirchenmusik gehandelt. Beym dem LXIV. wird von der Telemannischen und einigen andern Oden Sammlungen geredet. Beym LXIX. wird der Rhythmus erklärt: andre zu geschweigen, die wider einige Einwürfe des Hrn. M. Niglers und Hrn. Matthesons gerichtet sind.

Die neuen Abhandlungen, womit diese Auflage vermehret worden, sind 1) an statt der Uebersetzung der aristotelischen Gedanken von der Musik, im XXXIX. L. und Lsten Stück, eine freye Abhandlung von der Fuge; die so frey und ungezwungen abgefaßt ist, daß sie auch ein bloßer Liebhaber von der Musik verstehen kann; den Musikverständigen aber als eine Aufgabe dienen kann, alle Arten musicalischer Künsteleyen aufzulösen. 2) Das erste Stück im IV. Theile, worinn die Eintheilung der Musik, aus den ersten Gründen erklärt wird; daher es der Herr Verfasser den gelehrten und vernünftigen Musikverständigen zur Beurtheilung übergiebt. 3) Eine Abhandlung vom Recitative. 4) Eine Abhandlung vom Geschmacke; davon der Herr Capellmeister denselben Begriff beybehält und auf die Musik anwendet, der in der Leipz. Critischen Dichtkunst von
der

der Poesie gegeben worden. Hierbey kömmt in der Vorrede etwas von der in Hamburg ans Licht getretenen **Neuesten Untersuchung der Singspiele**, nebst beygefügter **Geschmacksprobe** vor: indem der Herr Verfasser versichert, daß diese Anklage des heutigen Geschmacks in der Musik, ungegründet sey, und keinem einzigen wahren Meister in der Musik zum Nachtheile gereichen könne. Er begegnet ferner einigen Sätzen aus der Schrift **Aristoreus des jüngern**; die wir aber bey ihm selbst nachzulesen rathen. 5) Eine neue Uebersetzung der aristotelischen Gedanken von der Musik, die besser nach dem Sinne dieses alten Weltweisen gerathen ist, als die vorige.

Uebrigens ist diese Ausgabe mit einem Anhang derjenigen Streitschriften vermehret worden, die der Herr Capellmeister über seinen critischen Musicus mit verschiedenen gewechselt hat; wobey denn auch verschiedene Anmerkungen vorkommen, die solche Sache erläutern können. Nun halten zwar viele dafür, derselbe hätte diese alle mit einander der Vergessenheit überlassen können: allein da es ihm gefallen, auch seine Feinde selbst der Nachwelt aufzubehalten: so kann es seinem Buche auch nichts schaden. Den Schluß macht ein Register; welches gut und zureichend ist.

Man muß gestehen, daß dieß ganze Buch lesenswerth, und sehr wohl geschrieben ist; auch unsern Zeiten, unserm Vaterlande und den großen Meistern der Musik, die Deutschland iso aufzuweisen hat, und womit es allen Ausländern trogen kann, zu beson-

dret

drer Ehre gereicht. Schließlich ist diese Auflage auch des Druckes und Papiers wegen, sowohl als wegen verschiedener saubern Zierrathe, für ein Muster eines schönen Buches zu halten, welches dem Hrn. Verleger Ehre macht.

* * * * *

II.

Fortsetzung des Auszugs, aus dem
Enquiry into the Life and Writings
of Homer.

Sächst dem Ursprunge einer Sprache, wird dieselbe hauptsächlich durch die Religion eines Landes, und die Sitten der Zeit eingerichtet. Dieses handelt der Verfasser in dem IV. Abschnitte ab; ob er gleich im folgenden erst von dem Ursprunge der Griechischen Religion und Gelehrsamkeit genauer handeln will. Hier begnügt er sich zu sagen, daß selbige von der großen Mutter aller heiligen und bürgerlichen Einrichtungen, dem Königareiche Aegypten hergekommen. Dieses weise Volk scheint zuerst die Schlupfwinkel menschlicher Neigungen, und die Mittel eine große Gesellschaft zu regieren, eingesehen zu haben. Sie sahen die allgemeine Neigung der Menschen, zu bewundern was sie nicht verstehen: und über unbekanntem Kräften zu erstauen, die sie sich als nützlich oder schädlich vorstellen. Ihre Religionspuncte und Ceremonien richteten sie also nach dieser Gemüthsart ein; machten ihre Ceremonien

monien geheimnißvoll und trugen ihre allegorischen Lehren mit einer tiefen und heiligen Heimlichkeit vor.

Hieher kam nun die Menge ungeheurer Götterhistorien; welche die ältesten Weisen in Griechenland, die in Aegypten gewesen waren, ihren Lehrlingen bebrachten. Unter diese rechnet der Verfasser den Hesiod und den Homer auch. Allein als nachmals auch Leute von hitziger Einbildungskraft darauf geriethen, die sich einbildeten, sie könnten eben sowohl dichten, als ihre Lehrer: so mehrte sich die Zahl der Fabeln. Bisweilen aber gieng die allegorische Deutung ganz dabey verlohren. Dieses waren die *ιεροι λογοι*, die heiligen Traditionen, deren Herodotus so oft gedenket, und die Orpheus so angepriesen hat; ob sie gleich Justin der Märtrer in andrer Absicht angeführt hat;

ΕΙΣ ΔΕ ΘΕΙΟΝ ΛΟΓΟΝ βλεψας τιστω προσεδρευε

In Griechenland fand diese allegorische Religion einen bequemen Boden. Sie schlug tiefe Wurzeln in den ganz dummen und unwissenden Gemüthern des Volkes, welche noch von keiner andern etwas wußten. Sie setzten auch hinzu, so viel sie wollten; und in wenigen Menschenaltern hatte sie sich ihren Sitten und ihrer Sprache ganz einverleibet, und war allgemein geworden. Zu einer solchen Zeit nun erschien Homer in der Welt; als dieselbe ihre Stärke erreicht, und doch die Anmuth der Neuigkeit und Jugend noch nicht verlohren hatte. In einem solchen Zeitpuncte will ein jeder in der herrschenden Art des Ausdrucks reden, und wenn dieses mit dem metaphorischen Schwunge der Mundart zusammen genom-

men wird: so erhellet daraus die Quelle der beständigen Allegorie in alten Schriften.

Man hat Exempel genug, wie sehr der Glaube an eine gewisse Secte macht, daß man in der angenommenen Sprache derselben redet und schreibt. Man mengt dieselbe in die Geschäfte, in die Belustigungen, in alles; sonderlich, so lange die Lehre blüht, und in vollem Schwange geht: bis endlich die Meinungen etwa alt und verächtlich werden, oder gar verschwinden.

Hierauf kömmt der Verfasser auf die Sitten der Zeit, wodurch er die Lebensarten und eingeführten Studien versteht, die denen, so darinn vortrefflich sind, Ehre bringen. Diese richten sich insgemein nach dem Schicksale des Volkes. In den obervähnten Zeiten waren diejenigen Künste die vornehmsten, die dem natürlichen Bedürfnisse abhelfen und ihren Personen und Gütern Sicherheit schaffen konnten. Diese adelten ihre Erfinder. Als aber Ueberfluß und Reichthum entstand, so wurden diejenigen merkwürdig, welche die Ergötzlichkeiten verschönern, und den Pracht höher treiben lehrten. Zu Homers Zeiten glengen nur die ersten noch im Schwange; und sein gutes Glück machte ihn von den zwey Lastern frey, denen Longin den Verfall der Dichtkunst zuschreibt: nämlich dem unersättlichen Triebe nach Reichthümern, und der niedrigen, entkräftenden Wollust; oder der Liebe zu Lustbarkeiten.

Kurz, die Waffen waren damals die vornehmste und ansehnlichste Beschäftigung, und ein patriotischer Geist, war der rühmlichste Character. Beyde
brauchte

brauchte man dazumal. Wer seine Stadt tapfer vertheidigte, sein Land erweiterte, oder für die gute Sache starb, der ward als ein Gott verehret. Die Liebe zur Freyheit, die Verachtung des Todes, nebst ihren Folgen, als Ehre, Redlichkeit und Mäßigkeit, waren ein wahrhaftes Lob. Wer sie nicht hatte, der mußte schimpflich leben, und in der Slaveren sterben. Kein Wunder, daß diejenigen, die sie also aus Noth lernten, sie besser inne hatten, als Schulen und Lehrbücher sie beybringen können; und daß Abschilderungen solcher natürlichen Characteren, welche die Kennzeichen der Wahrheit an sich tragen, alles das übertreffen, was nur nachgeäfft, oder nach unrechten Mustern gemacht ist.

In den meisten griechischen Städten waren die Polices und die Gesetze kaum entstanden, als Homer in die Welt kam. Die ersten Aufsätze davon waren sehr einfältig, und nach der ungekünstelten Lebensart ihrer Einwohner eingerichtet. Das große Gesetz der Gastfreyheit war fast die vornehmste Anordnung. Einen Fremden zu verletzen, der in unserm Hause eingekehret, an unserm Tische gegessen, oder bey unserm Feuer gesessen, das war die höchste und abscheulichste Gottlosigkeit. Die übrigen waren nur überhaupt Verbothe der Gewaltthätigkeiten, die uns so unnöthig, oder wilde vorkommen. Man fieng erst recht an, in den Mauren neuangelegter Städte zu leben; und hatte noch nicht Zeit gehabt, rechte bürgerliche Einrichtungen zu machen. Man lebte natürlich, nach dem Triebe der Neigungen, die in jeder Brust ihren Sitz haben. Daher sprach und

handelte man auch ohne Zwang, so wie man dachte nach den eigenen Begriffen von dem, was gut und übel, gerecht und ungerecht war. Dieß alles giebt nun sehr natürliche Bilder.

Dieses hatte nun einen besondern Einfluß in die Sprache; nicht nur in so weit sie natürlich, sondern auch offenherzig, und redlich ist. So lange ein Volk so einfältig und aufrichtig ist, bekommen alle seine Worte ein Gewicht von der Wahrheit. Seine Gedanken sind stark und ehrlich, und bringen allezeit geschickte Worte hervor, solche auszudrücken. Diese Ausdrückungen sind gesund, und ungekünstelt, nicht verstellt; und brechen in lauter ungezwungene Redensarten aus. Sie sind an das artige Geschwätz der Complimenten nicht gewöhnt; vielweniger mit spißfindigen Einfällen, und Wortspielen versehen; welches nach der Zeit in allen Ländern, in Griechenland aber lange nach den trojanischen Zeiten eingerissen ist. Daher kömmt es nun, daß fast alle Völker ihre alten Poeten so gern lesen. Denn wir fühlen die Kraft ihrer Worte, und die Wahrheit ihrer Gedanken viel besser, als wenn die Sprache schon zu einer verschmizten Falschheit, und feinen Schmäulern abgerichtet worden.

Im gemeinen Leben ist ein aufgeweckter scherzhafter Kopf eine Gabe, die hochgeschätzt wird. Aber ein solcher ist kein Held für ein Episches Gedicht, ja er findet keinen Daumen breit Platzes darinnen. In wichtigen Dingen einen Witzling zu spielen, das ist gefährlich, und läuft endlich auf einen Possenreißer hinaus.

Virgil hat die Wichtigkeit dieser Anmerkung so sehr eingesehen, daß er die alten Sitten allezeit nachgeahmet, und vom Ennius die veralteten Wörter nebst den abgekommnen Wortfügungen der Sätze erborget. Ja er hat so viel alte Formeln und Gewohnheiten bey Opfern, Spielen, Einweihungen und d. gl. angenommen, als sein vortreffliches Gedicht nur erlaubet hat.

In dem V. Abschnitte kömmt der Verfasser auf einen Gedanken, der seiner Einsicht viel Ehre macht. Er findet, daß ohne Tugend, keine wahrhafte Dichtkunst statt habe. Die Sitten eines Volks bilden seinen Character und beseelen seine Sprache. Sind sie also gesund, und unverderbt, so wird ihre Mundart damit überein stimmen: sind sie aber gar edel und heldenmüthig, (wie sie denn zur Poesie seyn müssen) was sind sie denn anders, als die Tugend selbst, in ihrem vollen Glanze?

Der Verfasser zieht noch einen andern Satz aus den vorigen Anmerkungen, der ihm so seltsam vorkömmt, daß er nicht weis, was er damit machen soll. Denn, sagt er, es klingt vor dem Gerichtstuhle Apollons verrätherisch, wenn man sagt: eine zierlich ausgearbeitete Sprache schicke sich für einen großen Poeten nicht: und wenn dieser Satz wahr ist; daß auch niemand etwas gut beschreiben könne, als was er gesehen hat; vielweniger etwas ungezwungen und meisterlich beschreiben könne, außer in der Sprache, der er gewohnt ist. Was den ersten Satz anlanget, so ist derselbe von einigen neuern, bey uns Deutschen, dahin gezogen worden, als ob man sich in

Versen keiner grammatischen Richtigkeit, sondern eines rauhen und barbarischen Ausdruckes! bedienen müsse, wenn man große und edle Gedanken sagen will. Das ist aber die Meynung unsers Verfassers nicht. Denn wenn ihm jemand den Lehrsatz schuld geben wollte, daß ein Mischmasch aus der Irriſchen, Walliſchen und Schottiſchen Mundart, mit gewissen unrichtigen und pöbelhaften Englischen Wörtern verſetzt, eine ſchöne poetiſche Schreibart mache, ſo würde er gewiß übel mit ihm zufrieden ſeyn. Denn ein anders iſt eine ſolche unrichtige, ein anders aber, eine etwas männliche, altfränkiſche und ungekünſtelte Art des Ausdruckes. Jene iſt von groben Fehlern nicht frey, die allen Sprachen Schande machen; dieſe aber iſt nur der neumodiſchen Umſchweiße und der gar zu gezierten Ausdrückungen überhoben, womit die Weichlichkeit neuerer Zeiten die herzhaften Redensarten der Alten vertrieben hat.

Hernach aber iſt es auch nicht allerdings wahr, wenn der Verfaſſer ſagt: that, vvhath we call polishing, diminishes a Language; daß das Ausputzen einer Sprache ſie nur ärmer mache. Denn obgleich einige Wörter, die an ſich ſelbſt entweder ungeschickt, oder übelklingend ſind, abgeſchafft zu werden pflegen, wenn eine Sprache feiner wird: ſo folgt es doch nicht, daß ſie darum arm werden müſſe. Virgil hat viele Wörter, die im Ennius und Plautus ſtehen, abgeſchafft: aber wer merkt feiner geläuterten Mundart einen Mangel in Ausdrückungen an? Spiz hat viel altväteriſche Redensarten des Hans Sachſen und anderer nicht gebraucht: aber was geht ihm

ihm dadurch ab? Eben so kann man auch heute zu Tage noch unrichtige Wortfügungen und Sprachschneider der Alten sorgfältig vermeiden; und doch darum einen Ueberfluß an guten Ausdrückungen behalten: wie die Beyspiele unsrer besten und reinsten Dichter darthun.

Darinn aber stimmen wir mit dem Verfasser völlig überein, daß eine heutige, gar zu zierliche und gekünstelte Schreibart sich zu der alten Einfachheit der Sitten, die zu einem epischen Gedichte unumgänglich erfordert wird, ganz und gar nicht reime. Dichten wir nun unsern Helden altväterische Sitten, so müssen wir uns auch bemühen ihre Schreibart nachzuahmen. Dieses beweist der Verfasser mit Fenelons Exempel, der in seinem Telemach eine Folge der Odyssee verfertigen wollen; aber ein Mischmasch alter und neuer Sitten hineingebracht hat: indem er die alte Heldentugend mit der neuern Politik vereinigen wollen, und die Poesie Staatsregeln hat predigen lassen.

Ueberhaupt merket er an, daß ein unumschränktes Regiment, sowohl in die Mannigfaltigkeit der Characteren, als in die Sprache selbst, einen schädlichen Einfluß habe. Er meynt, ein Engländer dürfe nur rings um sich her, auf die artigsten Völker in Europa sehen, die entweder unter den strengsten Gesezen, oder unter einer despotischen Gewalt seufzen; so würde man dieses sehen. Allein er vergißt entweder, daß es noch verschiedene freye Völker in Europa giebt; oder er will mit Fleiß nicht daran denken, um die Glückseligkeit seiner Nation desto mehr zu erheben.

Er meynt auch, daß man in solchen Staaten, wo ein Monarch regiert, sich in allen Kleinigkeiten nach dem Muster des Hofes richten müsse; daß das bloße Beyspiel die Kraft eines Befehls habe; und daß jeder nach einer Vorschrift reden und schreiben müsse, damit kein verdächtiges Wort in die Ohren der Großen falle. Dabey verlöhre manches Ding seinen rechten Namen, oder würde mit nichts bedeutenden Benennungen bezeichnet: und wo diese fehlten, da müßten Umschreibungen gebraucht werden; aus Furcht, durch die Wahrheit sich Feinde zu machen.

Das seltsamste scheint ihm dieses zu seyn, daß in solchen Regierungen besondere Einschränkungen und Censuren auf Schriften und Bücher gesetzt sind. Was für ein klägliches Ansehen haben iho nicht diejenigen Länder, die vormals die Mütter aller Freyheit und Munterkeit gewesen? Wie eingeschränkt ist da nicht die wahre Gelehrsamkeit? Wie unförmlich das wenige, was sie liefern; indem es die Zeichen der Tyranny an sich trägt, darinn es geböhren und erzogen worden? Anstatt der männlichen Gedanken, die Tugend und Laster nach Würden schätzen; anstatt der kühnen Schildereyen von Dingen und Menschen, aus ihigen Zeiten, müssen sie sich mit dem Zusammenraspeln von Mönchsabeln und Legenden behelfen. Oder wenn sie sich ja bis zur Vernunft wagen: so müssen sie bey sehr allgemeinen Grundsätzen stehen bleiben, und sie bey sehr entfernten Geschichten anwenden; sich aber sehr in acht nehmen, nicht ihre eigene Zeiten zu berühren. Dahingegen in England alles anders ist, wo eine glückliche Verbindung zwischen
der

der Freyheit und Gelehrsamkeit herrschet; weswegen ihre Sprache männlich und edel, und weit reicher und mannigfaltiger sey, als irgend eine heutige Sprache.

Wir sehen hier, daß die Engländer von ihrer eigenen Sprache eben solche Gedancken hegen, als die Franzosen von der ihrigen; vielleicht aber beyde, ohne die Vorzüge der spanischen, welschen und deutschen recht zu verstehen. Doch das mögen sie selbst zusehen. Nichts kömmt ihm indessen mitleidenswürdiger vor, als ein armer Poet, der unter dem Schrecken der Inquisition schreibt. Dieser kann niemals wissen, ob nicht dieser Vers vielleicht dem ehrwürdigen Pater Inquisitor; ein andrer dem ehrwürdigen Pater Prior; dieß Gleichniß dem Pater Revisor, und jene Anspielung etwa gar dem Vicarius selbst, als gefährlich vorkommen wird. Kein Wunder, daß ein so schüchtern Dichter, der an statt der Musen mit solchen Gespenstern umgeht, ungestalte Geburten zur Welt bringt. Ihre Erscheinung muß ja jeden freymüthigen Gedanken in ihm ersticken. Sein Geist darf sich nicht regen, sondern muß unter dem panischen Schrecken der Censur erliegen; die noch von dem weltlichen Arme verstärkt wird. Was kann man nun für Anmuth und Stärke in einem Werke hoffen, welches in so betrübten Umständen gemacht worden? Die Herrn Patres bringen es auch gemeinlich soweit, daß außer ihnen selbst, sonst niemand etwas schreibt.

So hart stellt sich unser Verfasser das Schicksal der Dichter in gewissen Ländern vor; setzt aber auch die Anmerkung hinzu: daß auch in der Zwischen-

zeit, zwischen einer völligen Freyheit und der Slaverey eines Staats etliche gute Werke hervorzukommen pflegten. Nach einigen politischen Anmerkungen über den Verfall eines Staats, der aus dem Ehrgeize und der Schwelgeren unfehlbar entstehen muß; welche Laster ein freyes Volk zur Herrschaft eines Tyrannen reif machen, weil sie es zum geben und nehmen vorbereiten: nach diesen und dergleichen Anmerkungen, sage ich, zeigt er, daß ein Mensch in Geschäften und großen Bewegungen zu großen Fähigkeiten kömmt, die ihn der Aufmerksamkeit eines Dichters würdig machen. Er beweist dieses durch das Beispiel von Griechenland, wo Gewalt vor Recht gieng, als Homer sein unsterbliches Gedicht schrieb; und von Belschland, wo die Guelfen und Gibellinen einander in den Haaren lagen, als Dautes seine Schilderereyen menschlicher Leidenschaften machte. Virgil lebte gleichfalls zu einer Zeit von öffentlicher Unruhe und Verwüstung; ja selbst Miltons verlohernes Paradies, soll von den Cronwellischen Händeln in England seine Muster und Bilder herhaben, die unter Engel und Teufel vertheilet worden.

Hier macht sich der Verfasser den Einwurf, wie es denn zugehe, daß die Lustspiele neuerer Zeiten die alten übertroffen hätten; da sie doch unter dem Einflusse der Verschwendung, und der macedonischen Herrschaft gestanden, und die große Freyheit der Sitten und Sprache voriger Zeiten nicht mehr gehabt? Er antwortet aber sehr gut darauf, indem er zeigt, was für ein großer Unterscheid unter einem Helden-

gedichte,

gedichte, und einer Comödie sey: deren jenes lauter große und ernsthafte; diese aber lauter niedrige und lustige Charactere erfordere. Diese letztern kann es also auch in ruhigen und wollüstigen Staaten geben, und der Poet kan sie nach der Natur schildern: daher gegen nichts unkomischer, oder ungeschickter zur Comödie ist, als ein wahrhaftig großer Mann. Hier kommen verschiedene Anmerkungen über die atheniensische Republik zu Aristophans Zeiten vor: wo die Rauigkeit der Sitten, und die uugebundne Frechheit dem Dichter noch verstattete, mit allen Großen der Stadt Spott zu treiben; zu Menanders Zeiten hergegen, die Freyhelt des Volks noch nicht sowohl unterdrückt, als in Ordnung gebracht, ihre Sitten aber noch gebessert und feiner geworden waren. So gewiß ist es, „daß jede Art von Schriften, sonderlich „die poetischen, auf die Sitten der Zeit ankommen, „worinn sie hervorgebracht worden.“ Die besten Dichter schildern die Natur ab (aber nur in so weit sie dieselbe kennen) und liefern sie uns, wie sie sie finden; aber wiederum in den Umständen, darinn sie sich befinden. Verliehren sie dieses Original aus den Augen, so schreiben sie falsch; ihr Talent sey so groß als es wolle. Tasso und Ariost können dieß beweisen; die zwar einen glücklichen Geist und reichen Wiß hatten; aber als sie das gemeine Leben verließen, und sich auf Hirngespinnste und utopische Charactere legten, ihre Gedichte mit Heren und Gespenstern erfüllet haben, welche bey den Neuern die Stelle des Wunderbaren und Erhabenen vertreten müssen. Uns nimmt es Wunder, daß der Verfasser dieses

dieses nicht noch in weit höherm Grade in seinem Milton gefunden hat.

Der VI. Abschnitt wirft gleich anfangs die Frage auf: Wenn also die Verbindung der Umstände und die Sitten der Zeiten Poeten machen; wie es denn komme, daß wir nur einen Homer haben? Und warum ein Zeitraum von zwey bis dreyhundert Jahren, da es in Griechenland und Klein Asien auf einerley Art zugegangen, nicht etliche solche Dichter hervorgebracht? Die Antwort darauf ist leicht. Obgleich nämlich das erwähnte zu Hervorbringung eines guten Poeten nöthig ist, so ist es doch nicht das einzige, das dazu erfordert wird: sonderlich aber ein allgemeiner und erhabener Geist; eine so seltene Eigenschaft, daß der berühmte Ritter Temple gesagt hat: Daß unter allen Menschen, die in einem Jahrhundert gebohren würden, gegen einen, der geschickt wäre ein großer Poet zu werden, wohl tausende zur Welt kämen, die große Feldherrn, und Staatsminister werden könnten, die in den Geschichten berühmt würden. Der Verfasser hält dieses zwar für eine Vergrößerung, glaubt aber doch, daß sehr viele Lebensumstände, Vortheile der Aufzuehung, und Gelegenheiten die Welt kennen zu lernen, ja auch die Kenntniß besondrer Begebnisse, die sich zur Poesie schicken, dazu gehören, die selten bey einem Menschen zusammen treffen.

Nur eines einzigen zu gedenken, so sind große Reisen und vielfältige persönliche Anmerkungen, das Loos der größten epischen Dichter gewesen. Hierbey haben sie Anlaß gehabt, sich mit vielen Originalen ihrer

ihrer Erdichtungen bekannt zu machen. Dieses wiederfährt aber wenigen, die eine poetische Fähigkeit haben. Gemeinlich sind sie nicht die gesundesten, und viel zu schwach von Leibeskräften, die Beschwerden und Gefahren weiter Reisen zu erdulden. Als nun Homer lebte, und alle Umstände ihn zum Poeten machten, war die Welt schon dem Linus, dem Orpheus, dem Olympus, dem Musäus und Amphion viel Dank schuldig, die uns von den Alten als Meister in der Poesie angepriesen werden. Selbst Hesiodus ist zueben dieser Zeit geböhren worden. Es hat also um diese Zeit an Dichtern nicht gefehlt; und wir werden hernach noch verschiedene andre angeführt finden.

Der Verfasser erweist den großen Einfluß, den die öffentlichen Sitten der Zeit in die Gedichte haben, aus der großen Aehnlichkeit, die alle alte Schriften mit einander haben. Nichts kann mehr überein kommen, als die alten Orakel, die sogenannten Ueberreste des Orpheus, und die alten Lobgesänge der Götter, mit Homers und Hesiods Schriften. Hier findet man einerley Beywörter bey Göttern und Menschen, einerley Lehrsprüche und Anspielungen, einerley Wohlklang und Wortfügung; ja oft gar dieselben Ausdrückungen und Redensarten. u. d. g. m. welches weiter ausgeführet wird; und wobey eine Stelle aus dem Bellejus Paterculus vorkömmt, da er sagt: daß eine jede Kunst und Wissenschaft ihre großen Meister kurz hintereinander, ja fast zugleich hervorbringe. (*)

Wir

(*) Quis enim abunde mirari potest, quod eminentissima eiusdem professionis ingenia, in eam formam & in

Wir übergehen die große Untersuchung, woher dieses komme? ob der Einfluß des Himmels, oder die Stellung der Planeten und Gestirne gegen einander, solches wirke? Denn ohne Zweifel ist es am glaublichsten, daß die Eifersucht solche Vollkommenheit unter den zeitverwandten Künstlern und Meistern der Wissenschaften hervorbringe. Dieß ist des Vellejus Meynung; die aber unserm Verfasser noch keine Gnüge thut: indem er sich auf die verschiedenen Stufen beruft, die ein Volk in seinem Wiße und Wachstume der Gelehrsamkeit allmählich durchgehen muß. Hier ist es gewiß wahr, was eben der Vellejus sagt: daß dasjenige, was mit der größten Bemühung aufs höchste getrieben worden, zwar den obersten Gipfel erreiche, aber nicht lange darauf stehen bleibe: weil natürlicher Weise das, was nicht weiter fortgehen kann, zurücke gehen muß (**). Indessen ist der Nacheifer der Zeitverwandten nicht auszuschließen, der sonderlich bey den Dichtern viel vermag.

Daß

in idem artati temporis congruant spatium. Vna, neque multorum annorum spatio divisa aetas, per divini Spiritus viros, Aeschylum, Sophoclem, Euripidem, illustravit tragoedias: vna priscam illam et veterem sub Cratino, Aristophane, et Eupolide comoediam; ac nouam comicam Menandrus aequalisque eius aetatis, magis quam operis Philemon ac Diphilus, et invenere intra paucissimos annos, neque imitanda reliquere. Philosophorum quoque ingenia etc.

(**) Alit aemulatio ingenia: et nunc invidia nunc admiratio incitationem accendit: Naturaque quod summo studio petatum est, ascendit in summum, difficilisque in perfecto mora est: naturaliterque, quod procedere non potest, recedit. Vellej. P. Hist. Rom. L. I.

Daß aber um Homers Zeiten das Poetenvolk, oder die sogenannten ΑΟΙΔΟΙ, d. i. Sänger oder Dichter, eine rechte zahlreiche Profession oder Kunst ausgemacht, erhellet aus dem Hesiod, der in seinen Εργ. και Ημερ. schreibt:

Και Κεραμεύς Κεραμῆ ποτεῖα, και Τέκτωνι Τέκτον;
Και πτωχὸς πτωχῶ φρονέει, και ΑΟΙΔΟΣ ΑΟΙΔΩ.

In den ältesten Zeiten des griechischen Staats, fehlte es den wilden und barbarischen Einwohnern an dem Beystande der Musen, der sie besänftiget und gezähmet hätte. Sie mußten durch eine Furcht eines höhern Wesens, dem nichts widerstehen konnte, und durch die Neigung zur Gesellschaft gelenket werden. Es mangelte ihnen an einer Mythologie, oder Religion, um durch Scheu und Furcht zu einem Gefühle der natürlichen Ursachen, und ihres Einflusses auf ihr Leben und Wandel gebracht zu werden. Die Weisen und Gütigen unter den Alten sahen diese Bedürftniß, und halfen ihr ab. Die ältesten von dieser begeisterten Kunst waren:

Pii vates, et Phoebos digna locuti. *Virg. Aen. VI.*

Die Religion war der Inhalt, und das Beste des menschlichen Geschlechts der Zweck ihrer Lieder. Wie ungleich ist ihnen doch eine Menge neuerer Scribenten unter uns! die kaum wissen, warum sie wider die Religion ihres Vaterlandes schreiben, und uns um unsre glückliche Verfassung bringen wollen; ohne etwas bessers, oder bequemers an dessen Stelle einzuführen: bloß, wie es scheint, um das Vergnügen zu haben, niederzureißen, und Unheil anzurichten.

Allein

Allein die ersten Stifter der Wissenschaft in Griechenland kannten die menschliche Natur besser, und wußten die Vortheile gewisser Gebräuche, wenn sie in einer verschiedenen Schreibart abgefaßt sind. Die Schöpfung der Dinge, die Geburt der Götter, ihre Eigenschaften und Wirkungen, gaben den ersten Stoff ihrer Lieder. Nach diesem wurden die Helden gepriesen, welche Tyrannen ausgerottet, Ungeheuer und Räuber überwältiget hatten. Sie besungen Deukalions Wasserfluth, und die Herstellung des menschlichen Geschlechts, die Kriege der Centauren, und das Schicksal der Riesen.

Et faevos Lapithas, et nimium mero
 Hylaeum, domitosque Herculea manu
 Telluris iuuenes; unde periculum
 Fulgens contremuit domus
 Saturni veteris.

Hor. Carm. L. II. Od. 12.

Dieses waren ihre Materien; einige von den Gesängen die Menschen zu zähmen, *βροτων τελευτηρια*, wie Penelope sie im I. B. der Odyssee nennt. Sie sind so alt, als unser Kenntniß in den griechischen Alterthümern nur langet; und die *ΑΟΙΔΟΙ* oder Barden und Sänger, die sie gemacht und gesungen haben, sind die frühesten Weisen derselben gewesen. Dieses erhellet aus den Nachrichten, die uns Homer selbst von ihnen giebt; sonderlich wenn er berichtet, wie der größte Fürst der verbundnen Griechen seine schöne Gemahlinn, unter die Aufsicht eines solchen Barden gegeben, und uns versichert: dieselbe sey nicht eher

eher zu verführen gewesen, als bis dieser treue Aufseher beyseite geschafft worden. Viele solche Sängere lebten zu Homers Zeiten. Kein Fürstenhof scheint ohne einen, oder mehrere von solchen Dichtern gewesen zu seyn, die bey den großen Festen und Feyerlichkeiten, in ganz Griechenland, den Opfern beywohnten, und das Volk in der Andacht erhielten. Wir wissen einiger ihre Namen, die ihre Lehren von obgedachten Materien hören ließen: ihre Lieder aber sind verlohren, und mit denselben manche schöne Probe von wahrer Dichtkunst und Nachahmung.

Hier schließt der sechste Abschnitt. Die übrigen sollen nächstens folgen.

* * * * *

III.

Beschluß der Fontenellischen Abhandlung von der Dichtkunst.

§. 62.

Es giebt in Absicht auf die Begebenheiten, eben wie in Ansehung der Charactere, zweyerley Arten des Wahrscheinlichen: die eine ist gewöhnlich und ungekünstelt, die andere ausschweifend und ganz sonderbar. Dergleichen sind die Ebentheuer der Romanen, welche zwar möglich sind, sich aber niemals zutragen. Das Sonderbare in den Characteren thut auf der Schaubühne eine ungemeyne

Bücherf. II. B. 3. S. P Wir-

Wirkung; in Ansehung der Begebenheiten aber ist es ganz anders: zum mindesten schickt sich die romanhafte Seltsamkeit zum Trauerspiele nicht sonderlich gut. Das macht, das Trauerspiel sieht mehr auf das Herz als auf den Verstand; es rühret lieber durch die Charactere und die Empfindungen, so dieselben hervorbringen, als daß es nur durch unerwartete Begebenheiten in Erstaunen setzen will. Ja selbst diese Begebenheiten würden auch in Ansehung des Verstandes fehlerhaft seyn, indem sie die Erdichtung gar zu sehr verrathen. Ist wohl auf der Bühne etwas erstaunlicher, etwas, das die Neugierde mehr erregte, als Timokrates, der zu gleicher Zeit an der Spitze zweyer feindlichen Kriegsheere steht, und von dem man begehret, er solle wider sich selbst streiten? Dieß ist aber ganz romanhaft, und giebt gar zu sehr zu erkennen, was es ist. Eine Erfindung, die nicht gänzlich von dieser Art, aber etwas kühn wäre, nur einmal in einem Stücke vorkäme, und gehörig angebracht würde, sollte gewiß Beyfall finden: allein gemeinlich muß man ungekünstelte Begebenheiten wählen, welche dennoch lebhaft Empfindungen verursachen. Es ist auch sehr angenehm, wenn man was Unerwartetes mit anbringt; allein dasselbe muß aus der Verfassung der Personen vielmehr, als aus der Seltsamkeit der Ebentheuer entspringen.

§. 63. Weil das Amt der Wahrscheinlichkeit in einem Stücke darinnen besteht, daß sie den Verstand verhindere die Erdichtung wahrzunehmen: so ist auch diejenige Wahrscheinlichkeit die beste, die am besten betriegt, und diese eben wird nothwendig. Ein erdichteter

ter Character, der, so erdichtet er auch ist, wahrscheinlich ist, der muß nothwendig gewisse Wirkungen hervorbringen, und andere hervorbringen können, oder nicht. Ein weiser Regent kann die Nachricht von einer wider ihn entsponnenen Meuterey nicht in den Wind schlagen, allein er kann aus verschiedenen Staatsabsichten diese Aufwiegelung entweder verzeihen, oder bestrafen. Wenn in dem Charactere dieses Regenten die Wahl dieser zwey Mittel unterschieden ist, so wird dasjenige, welches der Dichter erwählet, den Zuhörern keine völlige Genüge thun. Sie werden ihn zwar nicht tadeln, daß er es so, und nicht anders gemacht hat: allein sie werden doch nicht wissen, warum er es nun eben so, und nicht anders gemacht hat; sie werden hierzu keine andere Ursache sehen, als die Nothwendigkeit des Stücks, und eben dieses muß man sie niemals merken lassen. So würde z. E. des Augustus Huld gegen den Cinna, ob sie gleich wahrscheinlich ist, sehr fehlerhaft seyn; weil sie nicht viel wahrscheinlicher ist, als die ihr entgegen gesetzte Grausamkeit: allein sie wird hinlänglich gerechtfertiget, weil sie historisch und wahr ist. Das ist aber sehr unwahrscheinlich, daß solche Ruchlose, als Cleopatra in der Rodogune und in der Arthalia Nathan, Vertraute haben sollten, denen sie unverholen und ohne dringende Nothwendigkeit das abscheuliche Innerste ihrer Seelen entdecken sollten.

§. 64. Der höchste Grad der Vollkommenheit ist der, daß man die Personen so handeln lasse, daß sie ihrem Charactere nach gar nicht anders hätten handeln können: und diese Nothwendigkeit welche, die

Characteren in Ansehung der Entschließungen mit sich bringen, schließt darum die Ueberlegungen und Gemüthskämpfe nicht aus, als welche das schönste Spiel des Theaters sind; vielmehr werden eben diese Ueberlegungen und Gemüthskämpfe desto nothwendiger. Da Roderich brünstig verliebt und zugleich sehr ehrgeizig war, so ist es eben nothwendig, daß ihn erst der Vortheil seiner Liebe gewaltig beunruhigen muß, ehe er den Vater der Chimene antastet; und daß dem ungeachtet die Ehre endlich den Sieg behalte. Wenn der Entschluß, den die Personen ergreifen, nicht eben sehr nothwendig ist, so muß er doch, ihrem Character nach, einigen Vorzug vor allen übrigen haben. Die Wahrscheinlichkeit, die sich in eine Nothwendigkeit verkehret, verstattet dem Zuschauer nicht den mindesten Zweifel, an der Gewißheit dessen was er sieht: allein derselbe wird die Erdichtung nur gar zu leicht gewahr, wenn die Wahrscheinlichkeit schwach und zweifelhaft ist.

§. 65. Diese Nothwendigkeit aber, die wir wünschen, gehört nur zu denen Vorfällen, die aus den Characteren der Personen entspringen: die andern Zufälle, die sich im Stücke eräugen, sollen und können auch diesem Gesetze nicht unterworfen seyn. Ein Gerücht nämlich erschalle zu dieser oder zu einer andern Zeit; eine Schlacht daure kürzer oder länger; ein Gift wirke einige Augenblicke geschwinder, oder später: alles dieses ist bloß zufällig, und wird es auch seiner Natur nach allemal bleiben. Uthier also kann der Dichter bloß seinen Vortheil zu rathe ziehen, und dasjenige wählen, was ihm bequem ist, ohne daß

er von seiner Wahl Rechenschaft geben dürfe. Es ist z. E. gar nicht nöthig, daß Augustus den Cinna eben in derselben Zeit rufen lasse, da er mit der Nemi-
lia beisammen ist, und ihr sagt, wie die Sache mit der Verschwörung stehe. Es war hier eben so wahr-
scheinlich, daß der Befehl zu einer andern Zeit käme; allein genug, daß er auch zu dieser kommen konnte. Der Zuschauer ist billig genug, die Nothwendig-
keit, auch nur bey solchen Vorfällen zu fordern, welche gerade aus einer Ursache stammen, wodurch sie hätten nothwendig werden können.

§. 66. In der genauen Wahrscheinlichkeit, bey Vorstellung einer Geschichte, sind auch die zween Punkte, Zeit und Ort, mit begriffen. Wir haben gesehen, daß es Lucians Beschauer sehr gleichgültig seyn würde, ob die ganze Handlung an einem und demselben Orte vorgienge, und noch darzu in vier und zwanzig Stunden. Wenn aber eben diese Handlung auf den Schauplatz kömmt, so ist es unfehlbar zu wünschen, daß sie an und für sich selbst nicht länger währe, als ihre Vorstellung die Augen des Zuschauers beschäftigt; und ganz und gar auch an demselben Orte vorgehe, wohin der Zuschauer gleich anfangs versetzt worden. Denn wosern man ihn von einem Orte zum andern herum führete, oder ihm weiß machen wollte, er habe in zwei Stunden alles gesehen, was sich in einem ganzen Jahre zugetragen: so würde er sonder Mühe den Betrug merken, und die Bezauberung würde ein Ende haben. Dieß heißt nun die Einheit der Zeit und des Ortes, und wenn man beydes im vollkommensten Grade nimmt, so

muß die Handlung des Trauerspiels nur zwei Stunden währen, und alle Austritte müssen an eben demselben Orte vorgehen, allwo der erste Auftritt gewesen. Läßt eine Materie diese Vollkommenheit zu, so ist es desto besser: wo nicht, so muß man doch so wenig als möglich davon abgehen, und sich trösten, daß man sie nicht gänzlich erreichen kann, weil sie an sich selbst nicht sehr wichtig ist. Machen wir uns denn in allen Opern aus der Einheit des Ortes was? und aus der Einheit der Zeit? ich meine der recht genauen Einheit, fast in allen unsern Trauerspielen, eben so gar viel?

§. 67. Die Regel von 24 Stunden ist keine Regel; sie ist nur eine vortheilhafte Ausdehnung der rechten Regel, welche der Handlung eines Trauerspiels nur so viele Dauer vergönnet, als lange die Vorstellung währet. Warum geht aber diese Ausdehnung so weit, bis auf 24. Stunden? oder warum geht sie nicht weiter? Sie ist doch nur eine bloß willkürliche Bestimmung, die gar kein Ansehen haben sollte. Indessen ist gleichwohl die Regel der 24. Stunden von allen Regeln der Schaubühne die bekannteste; ja man hält sie auch am meisten in Ehren, und sie ist auch zu der Zeit, als die Regeln in der Welt wieder zum Vorscheine kamen, zuerst aus der Finsterniß der Vergessenheit hervorgetreten. Sie kann zum Beispiele dienen, wie geneigt die Menschen sind, Lehrsätze anzunehmen, die sie nicht verstehen, und sich von ganzem Herzen daran zu halten.

§. 68. Es scheint, daß die Einheit der Zeit wichtiger sey, als die Einheit des Ortes. Man kömmt in einen Schauplatz, und weiß gar wohl, daß alles, was

was man sehen wird, an einem ganz andern Orte geschehen sey, als derjenige ist, wo man sich befindet. Die Auszierung des Schauplatzes hilft diesen Betrug vermehren: verändert sie sich, so glauben wir sonder Mühe, daß die spielenden Personen auch auf einen andern Ort gekommen: und da wir nie geglaubt haben, bey ihnen zu seyn, so sind sie es, die man wo anders hinbringt, und nicht wir. In Absicht auf die Zeit aber kommen wir nicht mit dem Vorurtheile dahin, daß das was wir sehen, sich in einer längern Zeit begeben werde, als wir zu dessen Anschauung anwenden werden. Zu diesem Irrthume reizet uns nichts an, und die Dauer von zwey Stunden ist nothwendiger Weise das Maas dessen, was vor unsern Augen in solcher Zeit vorgeht. Gleichwohl wird die Einheit des Ortes, ob sie gleich vielleicht nicht so gar wichtig ist, mehr in acht genommen, als die Einheit der Zeit. Es ist leichter alle Personen, zwar wohl eben nicht in dasselbe Zimmer, aber doch in dasselbe Schloß zu versetzen, als es ist, eine wichtige Begebenheit in zweyen Stunden vorzustellen.

§. 69. Wenn sich diese zwey Einheiten mit der natürlichen Verfassung der Materie nicht vertragen wollen; so muß man doch verhindern, daß der Zuschauer deren Mangel nicht gewahr werde, und alsdann muß man seine Aufmerksamkeit von diesen Umständen der Zeit und des Ortes abwenden. Nur dieses muß man wohl bemerken, daß jede Handlung sich an einem und demselben Orte zutrage, und in so kurzer Zeit als die Vorstellung davon währet. Verändern aber die Personen den Ort, oder geschieht etwas, das

eine längere Zeit in sich hält, als die Vorstellung davon: so muß alles dieses zwischen zwei Handlungen eingeschaltet werden. Dieser Zwischenraum nämlich ist gleichsam eine Gnadenzeit, davon die Zuschauer eben keine so gar genaue Rechnung fordern. Er währet nur einige Minuten, und man läßt ihn dem Dichter gleichwohl für viele Stunden, ja oftmals für eine ganze Nacht gelten. Deswegen muß man auch, wenn man den Ort verändern will, diese Veränderung in eben diesem Zwischenraume vornehmen, indem der Zuschauer so gar wenig acht drauf giebt.

§. 70. Wir haben uns vorgenommen, das Trauerspiel, nicht nur als eine Vorstellung, sondern auch als ein Werk der Kunst zu betrachten, und auch als ein solches kann es noch seine Fehler und seine Schönheiten haben. Der einzige Begriff von der Geschicklichkeit der Kunst, oder deren Mangel verderbet oder verschönert eine und dieselbe Sache, die an sich selbst weder Schönheit noch Anmuth hat. So geben z. E. wenige Leute drauf acht, warum doch die Reime, die einen Theil der Anmuth der Verse ausmachen, in der ungebundenen Schreibart unerträglich sind; warum der schönste Absatz von der Welt durch den Nachklang zweyer sich reimenden Wörter, unerträglich wird? Haben wir denn andere Ohren zu der ungebundenen Schreibart, als zu den Versen? woher kömmt doch wohl dieser Unterschied? Die Ursache ist diese, weil die Reime in der Poesie eine Schwierigkeit sind, die man durch Kunst überwinden müssen; in Prosa hergegen sind sie eine Nachlässigkeit, welche man nicht sorgfältig genug vermieden hat.

Unter

Unter einer von diesen beyden Gestalten gefällt uns der Reim; unter der andern misfällt er uns. Es ist also gewiß, daß der einzige Begriff der Schwierigkeit den Reimen schon eine Anmuth ertheilet, die doch an sich selbst gar keine haben; und daß man gern gewahr wird, daß die Kunst den Dichter im Zwange gehalten. Hingegen ist auch dasjenige unangenehm, was eine Wirkung des Zwanges der Kunst zu seyn scheint. Z. E. ein Vers, der an sich selbst erträglich ist, und in Prosa gar wohl könnte gelitten werden, der aber so bloß des Reimes wegen da steht, dem wird es an Spöttern nicht fehlen. Dieß alles klingt nun ziemlich seltsam! Man liebt die Reime, weil sie schwer sind, und man hasset doch dasjenige, was aus der Schwierigkeit der Reime entsteht! Die Kunst muß sich nothwendig zeigen: denn wenn man nicht wüßte, daß der Reim recht gesucht worden, so würde er kein Vergnügen erwecken; ja vielleicht würde er uns durch seine Einförmigkeit vielmehr zuwider seyn. Die Kunst muß sich verbergen, und sobald man dasjenige merkt, was des Reimes wegen erzwungen ist, so grauet einem davor. Dieß ist ja wohl eine schöne Materie zu einer von solchen Fragen, die man, weil man sie nicht recht einsieht, mit gleicher Wahrscheinlichkeit bejahen und verneinen kann.

§. 71. Man weis zur Gnüge, worinnen die natürliche Schönheit einer Rede besteht, nämlich in der Lebhaftigkeit und Richtigkeit der Gedanken, in der glücklichen Wahl der Ausdrücke, u. s. f. Zu allem diesem setzt nun die Dichtkunst, ohne alle Noth, ohne daß es die Sache selbst erforderte, noch den Reim und das

Sylbenmaaß hinzu. Durch diesen einzigen Eigensinn der Kunst, und bloß darum, weil sie dem Dichter beschwerlich fallen werden, und man gern sehen will, wie er sich doch auswickeln wird, sind sie nunmehr eine Schönheit geworden. Sagt nun der Dichter, dieser neuen Untermüßigkeit wegen, etwa gezwungene oder unnöthige Sachen; so wie sie der natürlichen Schönheit der Rede zuwider sind: so ist man darüber viel erzürnter, als man über dasjenige gerühret ist, worinn er dem Reimzwange eine Gnüge gethan. Denkt er aber, trotz diesem Zwange, eben so gut, und drückt sich auch eben so gut aus, als ob er gar nicht gezwungen gewesen wäre: alsdann kömmt zu dem natürlichen Vergnügen, welches die Schönheit der Rede erwecket, noch das künstliche Vergnügen, da man sieht, daß der Zwang nichts verderbt habe. Die Kunst ist ein Tyrann, der die Untertanen gern drückt, und doch nicht haben will, daß sie gezwungen aussehen sollen: und hier besinne ich mich auf die Maldiver, allwo die Könige die Tyrannen so hoch getrieben, daß es so gar ein Staatsverbrechen war, wenn einer traurig aussah. Es müssen so gar diejenigen, die es auch nicht wußten, daß der Dichter gereimet hat, solches nicht gewahr werden; und diejenigen die es wissen, müssen erschrecken, daß sie solches nicht merken.

§. 72. Alles dieß läßt sich gar leicht auf das Trauerspiel anwenden. Eine Geschichte sey an sich selbst so merkwürdig und rührend, als sie wolle; die Vorstellung sey auch so wahrscheinlich, als sie wolle; so ist doch dieses nicht genug: die Kunst legt hier noch neue Gesetze

Gefetze auf. Von diesen aber sind einige ganz willkürlich, z. E. der Reim in Versen: die andern aber haben einigen Grund. Daß jede Geschichte in 5 Theile getheilet sey; daß dieselben sich einander fast gleich seyn müssen: das ist gewiß nicht in der Natur der Sache gegründet! es ist eine bloße Grille der Kunst. Allein folgende Regeln sind gegründeter: es ist eben so natürlich, daß eine Geschichte sich durch eine That ende, die von außen herkömmt, durch eine fremde Sache; als durch einen Zufall, dessen Ursachen in der Geschichte selbst liegen. Cleopatra in der Rodogune hat so viele Verbrechen begangen, daß sich gar leicht auch außer dem Stücke jemand finden ließe, der aus besonderer Rachgier, sich wider sie verschwöre und sie tödtete; alsdann würde alles Unglück ein Ende haben, was sie dem Antiochus und der Rodogune verursacht. Es ist auch wahrscheinlich, daß, da sie für den Antiochus und die Rodogune ein Gift zubereiten lassen, welches sie nicht trinken wollen, Cleopatra solches selber trinkt, um ihnen allen Verdacht zu benehmen, und in demselben Augenblicke stirbt, da diese ihr nachtrinken wollen. Unter diesen zwei Entwickelungen aber, die beyde, gleich natürlich und wahrscheinlich sind, wählet die Kunst das letztere, welches eine Folge von allem dem ist, was das Stück in sich enthält; und schließt das erstere, welches außer dem Stücke genommen ist, gänzlich aus. Hieraus nun entsteht eine allgemeine Regel sonder Ausnahme. Und in der That ist es angenehm, eine Fabel zu sehen, die schon in sich selbst den Saamen zu der Auflösung enthält; der aber unmerklich,

merklich, vor den Augen verborgen liegt, und sich nur nach und nach, ohne fremde Beyhülfe, entwickelt, bis er endlich diese Entwicklung hervorbringt. Fast aus eben dieser Ursache hat die Kunst festgesetzt, daß alle Saamen zur Entwicklung bereits in dem ersten Aufzuge verborgen liegen, alle Personen in demselben bereits vorkommen, oder darinnen gemeldet werden sollen: und es ist klar, daß nach dem natürlichen Laufe der Dinge, zu Ende der Geschichte gar wohl gewisse Personen vorkommen können, die an dem Anfange keinen Theil gehabt. Dieser Regel der Kunst aber ungeachtet, wird das Stück überhaupt weit angenehmer zu betrachten: weil es mehr Uebereinstimmung hat, mehr in sich selbst verschlossen ist, und weniger Lücken hat.

§. 74. Hier ist noch eine Ursache; die aber allgemeiner ist. Lösen sich die Stücke durch etwas fremdes auf, oder durch Personen, die man nicht gleich anfangs gekannt hat; so würde man den Zwang des Dichters, eine Auflösung ausfindig zu machen, und die Schwierigkeit sie zu finden, gar zu sehr merken. Aus eben dieser Quelle sind noch mehr Regeln entstanden, oder doch wenigstens Gebräuche, die eben so gut sind als Regeln. Warum könnte nicht eine Person, die sonst zu dem Stücke gar nicht gehöret, uns dessen Inhalt erzählen kommen, wie die Alten gethan? Warum könnte man man nicht, welches gewiß noch viel feiner wäre, in die erste Handlung jemanden einführen, dem die Geschichte so man erwählet, ganz unbekannt wäre; und die, indem man sie ihr erzählte, zugleich die Zuschauer unterrichtete, wie in der *Rodogune*

dogune geschieht? Darum nicht: weil man gar zu sehr merken würde, daß der Dichter dieß alles zu seiner Bequemlichkeit erdacht hat. Er muß es, so viel möglich, sich gar nicht merken lassen, daß er ein Stück machen wollen: er muß, wie ein geschickter Staatsmann, das Beste der Sache so gut zu verheelen wissen, daß man ihn nicht einmal überzeugen kann, er habe es auch nur im Sinne gehabt.

§. 75. Und dieß sind nun ungefähr die hauptsächlichsten Quellen der tragischen Regeln. Sie sind entweder aus der vorhergehenden Geschichte selbst, oder aus sich selbst, oder aus der Vorstellung auf der Schaubühne genommen. Betrachtet man das Trauerspiel an sich selbst, so bezieht es sich auf den Verstand und das Herz; betrachtet man es auf dem Theater, so ist es eine Vorstellung und ein Werk der Kunst. So viel Gestalten hier sind, so viel verschiedene Absichten und Regeln findet man auch. Nun sollten wir zwar unserer Absicht nach, noch alle diese Regeln mit einander vergleichen, und festsetzen, welches die wichtigsten sind, welche man im Nothfalle den andern vorziehen solle: und um diese Vergleichung anzustellen, würde es eine große Erleichterung seyn, wenn man die wahren Quellen derselben entdeckt hätte. Allein ich gestehe gar gern, daß mir mitten in dem Werke die Kräfte und der Muth gebrechen: vielleicht werden andere selbiges glücklicher ausführen können; wofern anders der Weg, den ich gegangen bin, eine Nachfolge verdient. Dergleichen Untersuchungen machen diejenigen, die untüchtig dazu sind, nicht zur Sache geschickt; sie helfen auch denen
nicht

nicht viel, die die Fähigkeit besitzen: und oftmals sind selbst die fähigen Köpfe zur Hülfe des Nachsinnens ungeschickt. Wozu dienen sie denn nun? Einige Köpfe, die das Nachsinnen lieben, und denen es eine Lust ist, alles unter die Fahne der Philosophie zu bringen, was auch noch so unabhängig davon zu seyn scheint, und davon man glaubt; es sey bloß dem Eigensinne des Geschmacks anheimgestellt, bis auf die ersten Begriffe dessen, was schön ist, zu leiten.

L. A. B. G.

E N D E.

IV.

Weil. Gottlieb Siegmund Corvini,
sonst Amaranthes, letztere Poesie und
Abschieds-Ode.

Vorerinnerung

Von den berühmtesten Meißnischen Dichtern.

Seit dem der unsterbliche Martin Opitz die deutsche Dichtkunst auf einen solchen Fuß gesetzt, daß sie sich mit der Poesie aller Ausländer in einen Wettstreit einzulassen gar nicht scheuen dürfen: so haben sich zwar in vielen deutschen Provinzen edle Geister hervorgethan, die auf seiner Spur einhergegangen: doch haben sich außer Schlesi-

sien

sien, wo er gebohren worden, und Preußen, wo er seine letzten Jahre zugebracht, sonderlich in Meissen gute Dichter gefunden, die mit jenen um die Wette geeifert.

Der erste darunter war Paul Flemming, aus Hartenstein in Meissen gebürtig. Er studirte die Arzneykunst, und gieng in dem angegangenen dreißigjährigen Kriege, mit der großen Hollsteinischen Gesandtschaft, die Olearius beschrieben hat, über Lief-land, Moscau, Astrakan, u. s. w. nach Persien. Ob er nun gleich als ein Reisearzt gebraucht ward: so ließ er doch nicht nach, bey aller Gelegenheit seine Muse zu üben, die ihm schon in akademischen Jahren so viel Ehre gebracht hatte. Er beehrte alle seine Gönner und gute Freunde mit artigen, und zuweilen auch erhabenen Gedichten: weil die Poeten damals noch glaubten, es sey ihnen nicht schimpflich, sich durch ihren Wiß Freunde zu machen. Er wies dabey einen recht opizischen Geist, eine männliche Stärke in Gedanken, und einen vernünftigen Ausdruck, nach dem Geschmacke der gesundesten Dichter unter den Alten, der durch kein Flittergold verunehret war. Nur in den Oden, darinn er doch bisweilen durch einen recht pindarischen Schwung, Spizen selbst übertraf, hat er noch zuweilen etliche Wortspiele, als Ueberreste des übeln Geschmacks einfließen lassen. Er starb mit Spizen fast zugleich und so wie er, außer seinem Vaterlande. Seine Gedichte sind oft aufgelegt worden: und wir hoffen von Hrn. Hofrath Trillern noch der- einst eine verbesserte Ausgabe davon zu erhalten.

Der

Der zweynte war David Schirmer, von dem wir Rosengepüfche und Kautengepüfche aufzuweisen haben. Die ersten hat er schon 1634. zu Leipzig als ein Glied der teutschgesinnten Genossenschaft, wo er der Beschirmende geheissen, ans Licht gestellt; und ist also Opizens und Flemmings Zeitgenosß gewesen. Er ist hernach Churfl. Sächsischer Bibliothekar in Dresden geworden, und hat noch 1657. eine neue vermehrte Ausgabe seiner Rosen- und Kautengepüfche ans Licht gestellt. Seine Poesie ist auch der Opizischen Zeiten nicht unwürdig, von gutem gesundem Geschmacke, männlich und wohlklingend, in Oden lebhaft und rührend, und in heroischen Gedichten edel und erhaben. Es ist kein Lob für seine Nachkommen, daß man ihn so gar ins Vergessen gerathen lassen, da er wohl werth wäre, vor vielen neuern gelesen zu werden; die ihn zwar in Fehlern übertroffen, aber an reinem Feuer und lauterem Wiße nicht erreicht haben.

Der dritte ist August Buchner, Professor der Dichtkunst zu Wittenberg, gewesen, der den Ruhm hat, daß er die daktylischen Verse zuerst im Deutschen gemacht. Seine Anleitung zur deutschen Dichtkunst ist bekannt; der er sich nicht geschämet hat, ob er gleich ein starker lateinischer Redner und Poet war, wie die Sammlungen seiner Reden, Briefe und Gedichte zeigen. Er war ein vertrauter Freund von Opizen, und man findet viel einzelne Gedichte von ihm in deutscher Sprache hin und wieder zerstreut. Nur Schade, daß keine vollständige Sammlung davon gemacht worden, dieselben vor dem Untergange

zu bewahren. Denn er ist von allen guten Dichtern seiner Zeit gelobet und bewundert worden.

Der vierte war Johann Georg Schoch, dessen poetischer Lust- und Blumengarten, von hundert Schäfer- Hirten- Liebes- und Jugendliedern zc. 1660. hier in Leipzig herausgekommen. Diese Gedichte zeigen noch einen schönen Geist, einen reichen und natürlichen Wiß, und fließenden Wohlklang. Nur der Geschmack ist nicht allemal so fein als er wohl seyn sollte; denn er fällt sehr oft ins niedrige. Seine und Finkelthausens Lieder sind dazumal von aller Welt gesungen worden; und sie verdienen noch iho gelesen zu werden: ja es wäre zu wünschen, daß sie jemand wiederum einmal in einer neuen Auflage ans Licht stelle.

Der fünfte war M. Michael Schirmer, aus Leipzig, Kaiserlicher gekrönter Poet, und Conrector am Gymnasio zu Berlin. Er hat 1672 daselbst seine verdeutschte Aeneis ans Licht gestellt, die gewiß Aufmerksamkeit verdient, da er sie zuerst in langen heroischen Versen gedollmetschet. Man findet auch hin und wieder andre Gedichte von ihm; ob aber eine ganze Sammlung eigener Gedichte von ihm herausgekommen, ist uns nicht bekannt. Doch ist seine Versart etwas härter und unreiner, als seiner Vorgänger: vielleicht, weil er in einer Uebersetzung mehrerm Zwange unterworfen gewesen.

Der sechste war D. Caspar Ziegler, aus Leipzig gebürtig, der nachmals, als oberster Professor der Rechte zu Wittenberg, 1690 gestorben. Dieser war
 Bücherf. II. B. 3. St. D. neben

neben seinen andern Verdiensten auch ein guter deutscher Poet, und der erste, der in Deutschland gewiesen, wie man gute Madrigale machen solle. Man hat eine solche Sammlung von seiner Arbeit, die sehr gut gerathen ist, und in dieser Art zum Muster dienen kann. Heinrich Anshelm von Ziegler und Klipphausen, ist ein Lausitzer von Geburt gewesen; daher wir ihn hieher nicht rechnen können. Ein gleiches ist von Christian Weisen zu sagen. Justus Sieber aber, ist ein Sachse gewesen.

Der siebente ist D. Johann Christoph Wenzel gewesen. Dieser hat sich erst zu Jena durch Poesie und Beredsamkeit hervorgethan, ist hernach Director des Gymnasii zu Altenburg und endlich Director des Zittauischen Gymnasii geworden. Seine Gedichte sind in verschiedenen Bänden, unter dem Titel des Cedern- und Cypressenwaldes, des Altenburgischen Rosengebüsches u. s. w. herausgekommen. Die Schreibart derselben ist rein und fließend, voller Wiß und Einfälle; nur nicht allemal von dem lautersten Geschmacke, sondern hin und her etwas zu ausschweifend, in seltsamen Ausdrückungen und gar zu häufigen Anspielungen und sogenannten Realien.

Der achte meißnische Dichter ist D. Johann Burkhard Menke, Königlich- und Chursächsischer Hofrath, und Professor der Geschichte, allhier geworden. Seine unter dem Namen Philanders von der Linde, ans Licht gestellte poetische Werke,
zeigen

zeigen sattfam von seinem ungleich feinem Geschmacke, den er sich durch seine große Kenntniß der Alten und der besten Ausländer erworben hatte. Sie sind etliche mal wieder aufgelegt worden, und werden seinen Zeiten allemal Ehre bringen. Seine übrige Gelehrsamkeit, seine große Einsicht in den Geschichten, und seine lateinische Beredsamkeit, werden ihn unstreitig der Nachwelt viel ansehnlicher machen, als seine deutsche Poesie allein thun würde.

Den neunten meißnischen Dichter können und müssen wir wohl den unlängst verstorbenen Gottlieb Siegmund Corvinus nennen, der so wohl, als der vorhergehende, ein gebohrner Leipziger und sein genauer Zeitgenos gewesen; ob er ihn gleich um mehr als dreyzehn Jahre überlebet hat. Seine Proben der Poesie, in galanten, verliebten, vermischten, scherzhafsten und satirischen Gedichten sind unter dem angenommenen Namen Amaranthes 1710 zu Frankfurth und Leipzig in 8. herausgekommen; und nach der Zeit hat er auch in groß 8. eine ansehnliche Sammlung unter dem Titel reiferer Früchte herausgegeben. Es sind darunter viele lesenswürdige Stücke zu finden; obwohl freylich auch, zumal unter den ersten Proben, viele von Wenzelschem Geschmacke befindlich sind. Da derselbe das übrige, was an seinen Sachen zu erinnern ist, auch sterbend selbst gestanden, so wollen wir nichts davon erwähnen, und seine Sterb- und Abschiedsode so mittheilen, wie er sie hinterlassen, und der Welt bekannt zu machen befohlen hat. Wir thun solches desto

lieber, da sie lehrreich ist, und eine gute Gemüthsfassung ihres Urhebers zeigt, die vielen zum Muster dienen kann. Den bekannten Menantes oder Hunold haben wir demjenigen zu melden überlassen, der einmal die thüringischen Dichter wird erzählen wollen.

Mortis Meditatio optima.

Hier ist, o Welt! dein Scheidebrief,
 Den Dir ein Pilgrim überbringt!
 Nicht meyne, daß er mir zu tief
 Und gar zu nah ans Herze dringt.
 Ich geb' ihn Dir mit munterm Sinn
 Und ganz gelafner Seele hin,
 Du kannst mich leicht, ich Dich vergessen.
 Schau her, ob auch mein Abschiedsblatt
 Die mindste Spur von Thränen hat,
 Die mir der Harm sucht auszupressen?

Gar nicht! mir ist, als wenn ich hier
 Ein frohes Myrthenlied noch sänge.
 Warum? Dein weites Lustrevier
 Wird mir nunmehr zu bang und enge.
 Mein Geist will aufgelöset seyn;
 Der Glieder Rest blickt nach dem Schrein;
 Er seufzt: O Herr! ach wie so lange!
 Weg mit dem duftgen Mesechthal,
 Man sitzt ja, zu seiner Quaal,
 In Redars Hütten recht gedränge.

Es mag ein blinder Buhler dich,
 Der dir sein Herz zum Opfer giebet,
 Und, eitles Weltgebäude! sich
 In deine Herrlichkeit verliebet;
 Ein Musterbild von Paradies,
 Das dort der erste Garten wies,
 Vor zärtlichem Verlangen nennen:
 Ich tret ihm Platz und Unrecht ab,
 Und greife nach dem Wanderstab,
 Der mich und dich nunmehr soll trennen.

Wohl mir! ich seh zu meinem Glück
 Den Erbfeind schon die Sense schärfen;
 Drum laß mich nur noch einen Blick
 Auf deinen Kreis zurücke werfen;
 In dessen Mauern, die er hegt,
 Ich meine Wallfahrt beygelegt,
 An welche mich die Flucht heißt denken.
 Mein Geist, der nach dem Halljahr schreyt,
 Soll sich nach der verschwundnen Zeit
 Zurückgelassner Schatten lenken.

Betrügt mich nicht mein Augenpaar,
 Das trüb und halb gebrochen heißt:
 So werd ich dort ein Licht gewahr,
 Das mein Geburtsgestirne weist.
 Es schimmert zwar sehr hell und rein,
 Bey angenehmem Frühlingschein;
 Doch will es mir vorher entdecken:
 Ich fände, würd ich in der Welt
 Vermeynten Rosenthal gestellt,
 Gehäufte Disteln, Dorn und Hecken.

Welch hartes Wort! Es traf auch zu,
 Und dieß schon in den Unschuldjahren,
 Bey welchen mich die Kinderschuh
 Schon drückten, mir beschwerlich waren.
 Denn der, der mich, sein Ebenbild,
 Mit in sein Fleisch und Bein gehüllt,
 Aus dessen Lenden ich gestiegen,
 Verließ bey früher Himmelfahrt,
 Mich leider auch, nach Rabenart,
 Die bald von ihren Jungen fliegen.

Doch wie der weisen Vorsicht Lauf
 Nicht ihr Geschöpfe läßt verderben:
 So ließ Sie gleichfalls kurz darauf
 Mich einen andern Vater erben.
 Denn da bey solchem Ungemach
 Mein einger Hoffungsanker brach,
 So legte sich Orcan und Welle:
 Weil Scheffler mir zu Hülffe kam,
 Und mich in Schutz und Pflege nahm;
 Drum ward der Himmel wieder helle.

So wie bey seines Gärtners Fleiß
 Ein Stamm sich leichte wird bequemen,
 Gar bald das aufgepropfte Reis
 An Kindesstatt mit anzunehmen:
 So ließ auch Schefflers Redlichkeit
 Von Jugend auf, und allezeit
 Das Kindesrecht mir angedeyen;
 So konnt ich mich nunmehr gewiß,
 Nach dem ersetzten Raub und Riß,
 Als Jüngling meiner Jugend freuen.

Vergieb es, heilger Schatten! mir,
 Den ich mit Ehrfurcht noch verehere,
 Geist! der du ruhst, erlaub alhier,
 Daß ich dich ruffe, laut beschwöre:
 Zerreiß des Bogens Schloß und Band,
 Komm, schaue her, was meine Hand
 Dir vor ein Denkmaal sucht zu bauen;
 Dein Sohn will noch im grauen Haar,
 Und sterbend, einen Dankaltar
 Aus seiner Todenhahre hauen.

Gerechtes Opfer! das für dich
 Ein heilger Wink, mein Scheffler, fodert;
 Denn ob gleich Dein Gebeine sich
 In Staub verkehrt, schon lange modert:
 So denk ich doch noch immer dran,
 Was Deine Pfleg an mir gethan,
 Wie Du für meine Wohlfahrt wachtest;
 Und mich nach aufgegangnem Licht,
 Durch weiser Lehrer Unterricht,
 Zu einem brauchbarn Bürger machtest.

Dein Zuruff munterte mich auf,
 So Kopf als Geister anzustrengen,
 Und bey dem vorgesezten Lauf
 Den Wissenschaften nachzuhängen.
 Sagt, Musen! selbst mit mir zugleich,
 Doch sonder Ruhm, wir hoch ich euch
 Geschäzt, wie zärtlich ich geliebet:
 Ihr wißt ja, daß ihr jederzeit
 In meinen Augen, sonder Streit,
 Die schönsten Zuhlerinnen bliebet?

Und diese Huld und Liebe soll
 Mit mir auch in den Bogen steigen;
 Wiewohl sich noch ein stiller Groll
 In meiner Brust zugleich will zeigen.
 Wie schändlich habt ihr mich verführt,
 Wenn ich mein Seytenspiel gerührt?
 Euch ist die Schuld bloß bezumessen,
 Daß mein zu froh- und wilder Klang,
 Den Zug und Jugendhige zwang,
 Vernunft und Wohlstand oft vergessen.

Dieß ist der Zoll, den insgemein
 Die jungen Dichter leider! geben;
 Die scharf und sinnreich wollen seyn,
 Und nur nach schönem Einfall streben.
 Sie haben sich an Hoffmanns Gift,
 Und andrer Buhler ihrer Schrift
 Vergafft, drum muß die Schaam verschwinden.
 Blickt, Dichter! nach der Chloris Schooß,
 Folgt der Natur, und mahlt ihn bloß;
 Was schildert ihr? ein Bild der Sünden.

Doch der, so Herz als Nieren prüft,
 Hat, da sich Jahr und Wiß verstärkt,
 So sehr ich mich vorher vertieft,
 Den Haß und Abscheu längst gemerkt.
 Mir ekelt vor dem Kinderspiel;
 O sollt ich doch nach Wunsch und Ziel,
 (Die Welt kan solchen Tand vermissen),
 Aus meiner erstern Schriften Land,
 Dieß Unkraut, das des Feindes Hand
 Gesät, ganz ausgerottet wissen!

Durch:

Durchlauf ich die verrauschte Zeit
 Von männlich- und gesezten Jahren,
 Zu sehen, was für Herrlichkeit
 Ich in der Welt Pallast erfahren;
 Und ob das Glücke mir zum Trost
 Durch Füll und Reichthum liebgekost:
 So brauch ich wenig Zeit zu zählen;
 Ich hab auch nie dieß Gögenkind,
 So viel es Dpferknechte findt,
 Mit meinem Rauchfaß wollen quälen.

Wie manchem pflegt sein Guth und Geld
 Das Sterbeküssen hart zu machen?
 Gnuß; daß der Vormund aller Welt
 Beständig schien für mich zu wachen.
 Denn ob mein Geist gleich dann und wann
 Verzagt auf künftge Zeiten sann,
 Und mich so Furcht als Zweifel beugte;
 So ward ich doch noch immer satt,
 Weil noch ein wenig Mehl im Sad,
 Und Del in meinem Krug sich zeigte.

Ihr Götter! die ihr höchst bemüht
 Die Pierinnen pflegt zu schützen,
 Die man in unsern Linden sieht
 Auf dem gelehrten Hügel sitzen;
 Und ihr! die ihr bey Stab und Beil,
 An eurer Bürger Flor und Heil
 Gewohnt seyd, Tag und Nacht zu denken;
 Laßt mich mit Ehrfurcht noch einmal
 Der Augen schon geschwächten Stral
 Nach eurer beyder Schranken lenken.

Ich geh zu meinen Vätern hin;
 Da will ich euer Lob erhöhen,
 Und mit aufrichtgem Herz und Sinn
 Den Ruhm, euch beyden zugestehen;
 Der eurer Trefflichkeit gebührt,
 Die unsre Mauern schmückt und ziert,
 Doch sollten sie vielleicht mich fragen:
 Ob euer Arm, der viele setzt,
 Mich auch erhebenswerth geschägt?
 Sprecht, was ich soll zur Antwort sagen?

Wiewohl ich auch das Glücke darf
 Nicht gar zu eigensinnig nennen,
 Das oft auf mich sein Auge warf,
 Mir einen holden Blick zu gönnen:
 Indem zwey große Höfe mich
 Aus hoher Gnad und Huld zu sich
 Ganz unvermuthet ließen rufen:
 Ein Wink, der Glanz und Ansehn gab,
 Und dennoch hielt die Furcht mich ab;
 Ich scheute solche hohe Stufen.

Wie so? Vernunft und Nachsinn bließ,
 Hierbey mir heimlich in die Ohren:
 Ich war, weil ich zu schüchtern hieß
 Gar nicht für Hof und Staat gebohren.
 Und freylich ist der Marmor glatt,
 Den man da zu betreten hat;
 Wie bald kann man nicht fallen, gleiten?
 Dieweil die Mißgunst hier nicht ruht,
 Auch dem, der nach den Pflichten thut,
 Ein heimlich Fallbret zu bereiten.

Dies

Dieß brachte mich auf den Entschluß,
 In meiner Vaterstadt zu bleiben;
 Ob gleich oft Unmuth und Verdruß
 Den Vorsatz wollten hintertreiben;
 Und mir, den doch die Unschuld deckt,
 Der Wurm den scheelen Neid erweckt,
 Den Kürbiß stach, und mürbe machte;
 Bey welchem ich doch ganz gewiß,
 Wenn die Geduld vor Hitze riß,
 Viel Schatten anzutreffen dachte.

Da dacht ich, (schaue doch den Trieb,
 Mein Leipzig! den zu deinen Mauern
 Mir die Natur ins Herze schrieb,
 Und der bis in den Tod wird dauern)
 Da sprach ich, wo mich an der Welt
 Ihr Licht der Mutter Bruch gestellt,
 Und man die Wiege hörte gehen;
 Da soll, wenn nach geraubtem Licht,
 Der Tod mir einst das Auge bricht,
 Mein Todtenbret auch gleichfalls stehen.

Das einge, was mir deinen Kreis
 Recht angenehm zu machen mußte,
 Und mir noch, wie der Himmel weiß,
 Den Lebenslauf versüßen mußte;
 War ächter Freunde Redlichkeit,
 In deren Umgang allezeit
 Ich alle Huld und Gunst genossen.
 Warum? Ihr Mund und Herze hieß,
 Wie That und auch Erfahrung wies,
 Aus einerley Metall gegossen.

Glaubt,

Glaubt, edle Freunde, daß von mir
 Euch noch wird Asch und Moder lieben,
 Denn eure Namen waren hier
 Recht tief in Seel und Herz geschrieben.
 Wie gerne wollt ich, könnt es seyn,
 Sie gleichfalls auf den schmalen Schrein,
 Zum Dank mit goldnen Littern äßen;
 Damit euch doch ein Merkmaal blieb,
 Wie hoch ich euch, wie werth und lieb
 Auch noch muß in dem Sande schätzen.

Was bleibt denn dem, der Kiel und Schrift
 Von mir geschmäh't, den Groll entdeckt,
 Und selbge mit des Neides Gift,
 Warum? dieß weiß ich nicht, beslecket?
 Ein Herze, das voll Sanftmuth ist,
 Das, wie ihr, liebsten Feinde, wißt,
 Nur statt der Rache schien zu lachen.
 Hier ließ sich stets ein Cato sehn,
 Er that, als wär ihm nichts geschehn;
 Dieß wird vielleicht euch schamroth machen.

Doch weg! mit allem eiteln Tand,
 Ich mag nichts von der Welt mehr wissen;
 Mein Schweißtuch liegt mir schon zur Hand,
 Und nahe bey dem Sterbeküssen.
 Wie lieblich reiß ich mir mein Grab
 Im Geist und in Gedanken ab,
 Worein der Leib schwachmatt wird gehen.
 Mir ist, als säh ich zuvor aus
 Den Sara, der andern Furcht und Graus
 Erweckt, mit Lust zur Seite stehen.

Behält-

Behältniß! das an Glanz und Pracht
 Der Fürsten Zimmer übersteiget,
 Und nach des Wetters Sturm und Nacht
 Uns den zufriednen Hafen zeigt.
 Du bist von Rosenholz gebaut,
 Dein Creuz, wovor so manchem graut,
 Das doch so Blum- als Laubwerk zieret,
 Beschämt, weil es den Preis behält,
 Das schönste Blumenbeet und Feld,
 Das man in unsern Gärten spüret,

Nur nicht so frech, großmüthger Kiel!
 Die Welt wird dich verwegen nennen;
 Du schreibst vielleicht auch wohl zu viel,
 Und wirfst den Wüttrich noch nicht kennen;
 Der Held- und Riesen, wie man hört,
 Betäubt, in Espenlaub verkehrt,
 Und als ein Abschaum von Tyrannen,
 Mit sterbenden erbärmlich haust,
 Wenn seine Henkermäßge Faust
 Die Folterbank sucht aufzuspannen.

Ach bilde dir, es kann nicht seyn,
 Doch nicht bey deinem freyen Singen,
 So süß und leicht das Sterben ein,
 Man kan nicht gleich in Bogen springen.
 Der Bürger hält bey solchem Lauf
 Den armen Pilgrim schmerzlich auf;
 Wie lange schleicht der Schreckenkönig,
 Bey wiederholter Pein und Quaal,
 Mit ihm nicht durch das finstre Thal?
 Auch Tag und Nacht heißt oft zu wenig.

Dies

Dieß weiß ich wohl und gar zu gut;
 Und dennoch macht es mich nicht feige,
 Weil ich mit unerschrocknem Muth
 Mein künftig Schlafgemach besteige.
 Wer unsre Welt, wie hier geschehn,
 Schon acht und sechzig Jahr gesehn,
 Und selbiger hat fröhnen müssen;
 Der wird doch bey dergleichen Gang,
 Auch eine halbe Stunde lang
 Wohl und gesetzt zu sterben wissen.

Ich bin ein Mensch, den ändern gleich,
 Voll Schwachheit, Fehler, Fleck und Mängel;
 Denn hier in diesem irdschen Reich
 Findt man nicht mehr, wie sonst, Engel;
 Allein ich seh im Geist und Sinn,
 Nach jenem Berg und Hügel hin,
 Wo sich der Stamm des Fluches zeigt;
 Da wird sogleich mein Augenpaar
 Ein Trostbild in der Angst gewahr,
 Das auch für mich sein Haupt geneiget.

Erwünschter Anblick! meine Schuld
 Ist durch den Heiland abgetragen,
 Der zahlt für mich aus Lieb und Huld;
 Der Menschen Erbfeind kan nicht klagen:
 Befreyter Schuldknecht! sieh doch hier,
 Wie schöne theilt er nicht mit dir;
 Ihm bleibt der Dorn, und dir die Rosen.
 Du hengst bey deiner Sorgenlauf,
 Den Kummer an den Nagel auf,
 Den man durch Hand und Fuß gestoßen.

Ja, könnte man der Fehler Zahl,
 Die allen Menschen erblich bleiben,
 Auch in den größten Riesensaal
 Nicht völlig an die Wände schreiben;
 So deckt sie doch das schmale Blatt,
 Das nicht mehr als vier Littern hat,
 Und sein geheiligtes Haupt umschließet.
 Der Schwamm, den ihm der Jude gab,
 Wischt meine Sündentafel ab;
 So wird der bittere Tod versüßet.

Man sah mich zwar, es ist bekannt,
 Nie mit gesenktem Haupte stehen,
 Noch wenger mit gefaltner Hand
 Durch Gaß- und Straßen, seufzend gehen:
 Denn mit verstellter Heiligkeit
 Und Gleißnerey kömmt man nicht weit;
 Ein freyer Geist, der aufwärts siehet,
 Denkt eher, was dort oben ist,
 Als jener, der bey Trug und List
 Den Kopf betrübt zur Erden ziehet.

Doch der, der aus der Wolken Kreis
 Sein Aug auf Menschentinder lenket,
 In Herzen schaut, und alles weiß,
 Was man darinnen dacht und denket;
 Kennt von dem Meinigen den Grund:
 Wie seufzt ich nicht, wenn Tauf und Bund
 Durch einen Fehltritt ward gebrochen?
 Dieß sag ich, Splitterrichter! dir:
 Ich habe mit dem Schöpfer hier
 Wohl mehr, als mit der Welt, gesprochen.

Ein Mensch muß, wie das Mondenlicht,
 Zwar mit der Welt Gewerbe treiben,
 Doch auch darbey, wie Schuld und Pflicht
 Es heischt, dem Himmel treu verbleiben.
 Wer wird bey seiner Tagesfahrt,
 Nach stolzer Pharisäerart
 Sich vor dem Volk mit Werken brüsten?
 Von außen still, im Herzen rein,
 Und heimlich Gott sein Opfer weihn,
 Dieß ist das Merkmaal wahrer Christen.

Was ist noch übrig? gar nichts mehr,
 Als daß ich mich noch vor dem Ende,
 Nach euch mit Dank für das Gehör,
 Und eure Huld, ihr Musen, wende;
 Wodurch ihr mich, eh Morta siegt,
 Nach Wunsch zum letztenmal vergnügt,
 Mein Vorsatz ist durch euch gelungen.
 Wird ich gleich nicht zum Schwan gesetzt,
 So hab ich doch wie der zuletzt,
 Mir selbst mein Sterbelied gesungen.

Schließt euch nunmehr, ihr Augen! zu;
 Komm, streck, o Tod, die mürben Glieder.
 Erlöster Geist! geneuß der Ruh,
 Wirf jauchzend Last und Bürde nieder.
 Nun bist du von der Ewigkeit
 Beperrlten Pforten nicht mehr weit,
 Es öffnet sich die Grabeshöle.
 Geschwister, Freunde, gute Nacht!
 Der Kampf ist auß, der Sieg vollbracht,
 Die Engel warten auf die Seele.

Sit mihi Terra leuis, molliter Ossa cubent.

* * * * *

V.

Lehrreiche Fabeln aus dem Reiche der Thiere, zur Verbesserung der Sitten, und zumal dem Unterrichte der Jugend, neu entworfen, erster, zweyter, dritter Versuch, herausgegeben von Johann Elias Ridigern, Malern in Augspurg 1744. med. fol. 10. halbe Bogen, mit 12. Kupfern.

Sir haben hiemit das Vergnügen, den Liebhabern der schönen Wissenschaften den Anfang eines Werkes vorzulegen, welches sowohl seinem Verfasser, als auch unserm Deutschlande Ehre macht. Herr Ridinger, von dessen Lebensumständen und Stärke in dem Zeichnen, zumal der Thiere, in dem vorhergehenden fünften Stücke einige Nachricht gegeben worden, und der nunmehr die Stelle eines Directors bey der Zeichnungs- und Maler-Academie in Augspurg vertritt, hat hiemit eine Probe gegeben, wieweit es sein aufgeweckter Geist, und ordentlicher Wiß, durch einen beständigen Fleiß und Aufmerksamkeit auf die Natur und Eigenschaft der Thiere gebracht habe. Seine bisher von dieser Gattung der Geschöpfe heraus gegebene Werke haben Natur und Kunst zum Grunde, und den allgemeinen Beyfall, theils der Kenner einer richtigen und festen Zeichnung, theils der Naturkundiger, zum Lohne bekommen. Das hat ihn ermuntert, das Angenehme.

Büchers. II. B. 3 St. R neh-

nehme mit dem Nützlichen zu verbinden, und seine Stärke in Zeichnung der Thiere dazu anzuwenden, daß mit der Naturwissenschaft auch die Sittenlehre dadurch unterstützt würde. Und da das Wunderbare gemeinlich die Aufmerksamkeit der Leser und Beschauer am stärksten und lebhaftesten unterhält, so ist er auf die Gedanken gekommen, moralische Fabeln, aus dem Reiche der Thiere, zu entwerfen. Er hat sich sowohl an die Regeln, die ihm Natur und Kunst in Zeichnung der Thiere vorgelegt, mit einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit und Fertigkeit gehalten; als auch der Natur der Fabeln eine Genüge zu thun gesucht: und beydes ist ihm also gelungen, daß man diese Fabeln als schöne Früchte eines reichen und fruchtbaren, aber dabey ordentlichen Wises ansehen kan, und Ursache hat, dem Herrn Ridinger Leben, Gesundheit und Jahre zu wünschen, viele solche Versuche herauszugeben, und damit sowohl zu bessern, als zu ergötzen.

Sein Endzweck geht allein auf das Reich der Thiere, und es gereicht diesen Fabeln zu einem besondern Lobe, daß ihr Verfasser sich einen solchen Gegenstand erwählet, worinnen ihm gar wenige unserer Zeit gleich kommen, niemand aber es zuvorthut. Er hat sich unendlich viel Mühe gegeben, und viel Unkosten aufgewendet, die Gestalt, Natur und Weise der Thiere, nicht, wie die meisten pflegen, aus Büchern, davon die allermeisten mit erdichteten, oder doch unrichtigen Nachrichten angefüllet sind; sondern aus lebendigen Mustern selbst, und dem Unterrichte derjenigen, welche lange mit diesen Geschöpfen umgegangen sind, zu erlernen. Dieses hat ihm bey Erfindung

dung und Zeichnung dieser Fabeln einen doppelten Vortheil gebracht. Dann einmal so war er dadurch im Stande, den Stein des Anstoßes zu vermeiden, an welchem verschiedene, sonst nicht unglückliche Fabeldichter gestrauchelt haben; nämlich keinem Thiere eine Handlung benzulegen, welche nicht dessen Art, und Beschaffenheit gemäß wäre. Hernach ward er auch dadurch vollkommen geschickt, und erlangte eine besondere Stärke in Zeichnungen und Abschilderungen der Thiere, und der Handlungen, welche ihnen die Fabel benlegt. Es werden auch die Kenner der Sache gestehen müssen, daß es dem Herrn Ridinger vollkommen gelungen, und er die Charactere der Thiere so geschickt auszudrücken gewußt hat, daß ihnen in seinen Kupfern nichts, als das Leben fehlet.

Was er in Absicht auf die Kunst gethan, daß hat er sich auch in Absicht auf die Sittenlehre zum Augenmerke gestellet. Sein löblicher Endzweck war, kluge und heilsame Lehren, nach der von dem eisgrauen Alterthume schon beliebten Lehrart, seinen Lesern benzubringen. Und weil sonderlich die Jugend zum Anschauen und Betrachten der Gemählde geneigt; eine Erzählung aber, zumal wann sie was wunderbares und unerwartetes an sich hat, anzuhören begierig ist: so hat er sich nicht ohne Grund Hoffnung gemacht, es würde durch dieses Mittel auch derselben ein heilsamer Unterricht von Verbesserung der Sitten bengebracht, und die Liebe zur Tugend desto tiefer eingepägt werden können, je nachdrücklicher der Stachel wäre der solchen Fabeln bengefügt würde; der mit einer angenehmen Süßigkeit in die Gemüther dränge,

und ein empfindliches Nachdenken und Gefühl hinter sich ließe. Es sind derowegen in diesen Fabeln diejenigen Sittenlehren, welche den Grund zu der Fabel geben, zwar am Ende jederzeit ausgedrückt; ungeachtet sie die Verbindung der Umstände einem nur mittelmäßig nachdenkenden Leser von sich selbst vor Augen legt, damit die Jugend desto weniger aufgehalten werden möchte: worinnen er den Vater der Fabeldichtkunst, den Aesopus, zum Vorgänger hat. Allein diese Lehrsätze sind jederzeit in den Umständen der Erzählung also eingeflochten worden, daß sie eine ungekünstelte und natürliche Scharfsinnigkeit, die aber nicht über den Begriff der ganzen Fabel ist, der Erwägung würdig macht. Die Einrichtung der Fabeln selbst ist der Natur der Sache gemäß. Sie erwählet sich ein Reich der Thiere, denen sie zwar menschliche Handlungen beylegt; aber auf eine solche Weise, daß dadurch ihre natürliche Eigenschaften nicht beleidiget werden. Z. E. Es wird den Hähnen eine muntere Wachsamkeit, der Eule ein räuberisches und mörderisches Auge, dem Bären eine plumpe Aufführung und Trunkenheit, dem Löwen ein unparteyisches Richter, u. s. w. beygelegt. Damit wird das Wunderbare dennoch nicht unnatürlich, und so fremde in dem Reiche der Thiere menschliche Handlungen scheinen: so muß man doch die Erzählung rechtfertigen, wann man einmal eine andere mögliche Welt zugegeben hat, in welcher die Thiere menschlicher Handlungen fähig sind. Dabey hat man sich sorgfältig gehütet, keine Umstände anzubringen, als welche entweder der Inhalt und die Folge, oder der Wohlstand der

Fabel erforderten. Damit aber der Endzweck erhalten und die in diesem allegorischen Körper verborgene Seele, die Sittenlehre, erkannt würde: so ist die Erzählung ohne alle Schminke natürlich, deutlich, und ungekünstelt vorgetragen worden. Und ein unparteiischer Leser wird gestehen müssen, daß sich der Verfasser nicht unglücklich bemühet habe, das Lehrreiche und Erbauliche, mit dem Angenehmen und Wunderbaren zu verbinden. Die beybehaltene Wahrscheinlichkeit bekräftigt die sorgfältige Nachahmung der Natur der Thiere genugsam. In einigen wenigen hat der Herr Verfasser der Erzählung einige Neuigkeit zuwege zu bringen gesucht, welche selten scheint: wann er z. E. gleich in der ersten Fabel, den Fuchs mit Augengläsern und einem Halskragen, wie einen Schulredner, vorstellet; in dem er dichtet, daß er eine Lobrede von dem Vorzuge der Vögel halten wolle. Imgleichen, wann er ihn in solcher Gestalt in der zweyten Fabel als einen Protocollisten mit der Feder hinter dem Ohre abmalet. Allein da bekannt ist, daß viele Thiere die Menschen in ihren Handlungen auch in der Natur nachahmen; so wird es kein Fehler wider die Wahrscheinlichkeit seyn, wann sie in einem Reiche der Thiere, wo sie nach Menschenart reden und urtheilen, auch in menschlichem Aufzuge erscheinen.

Damit aber die Ausarbeitung einer geschickten Erfindung in einem richtigen Vortrage erscheinen möchte; so hat Herr Rüdinger sich eines in der gelehrten Welt hochberühmten Mannes bedienet, der der schönen Wissenschaften kundig und der deutschen und

lateinischen Sprache mächtig ist. Diesem hat er nicht nur den Entwurf seiner Gedanken und Zeichnungen zur Prüfung übergeben, und sich dessen Erinnerungen bedienet, um dem Wesen der Fabel genug zu thun; sondern auch dieselben in einen richtigen deutschen und lateinischen Vortrag einkleiden lassen. Und dieser hat sich bemühet, ordentlich, deutlich und rein, was beyde Sprachen anbetrifft, alles vorzutragen; damit in beyden Sprachen die Jugend ein Muster der Nachahmung haben möchte. Damit auch der Gebrauch dieser Fabel allgemeiner würde, ist auch eine französische Uebersetzung beygefügt worden.

Der Herr Verfasser hat bisher jederzeit vier solche Fabeln auf einmal herausgegeben, theils sich die mühsame Arbeit zu erleichtern, theils dem Käufer es leichter zu machen. Er nennet es aus Bescheidenheit Versuche, davon nunmehr drey herausgekommen sind. Jedem Versuche sind Sinngedichte von dem berühmten Hamburgischen Dichter, dem Herrn Brockes, beygefügt, der als ein grosser Kenner der Zeichnung für Herrn Kidingers Arbeit ganz besondere Hochachtung hegt, und dieselbe schon öfters mit seinen Gedichten beehret hat. Sie erklären dieselben, und drücken auf eine scharfsinnige Weise die Fabel, ihren Inhalt und ihre Lehre aus. Künftig dürften auch von andern berühmten Dichtern Deutschlands zur Zierde des Werkes, Gedanken in gebundener Schreibart erscheinen.

Zur Probe wollen wir eine dieser Fabeln hieher setzen. Der Elephant und der Fuchs:

Die

Die Rache eines niedrigen an einem höhern ist schädlich.

Der Elephant that eine Reise nach Europa, um sich die Sitten unter den Thieren bekannt zu machen, und Vortheil daraus zu ziehen. Er kam durch einen großen Wald, und hatte das Unglück, einem jungen Fuchse, der aus Vorwitz, ihn zu schauen, ihm zunaher getreten war, den Schwanz abzutreten. Der Fuchs, aus Beschämung und Schmerzen, fieng ein gräßliches Geschrey an, und rief den seinigen, diese Schmach und Beleidigung zu rächen, welche dieser Ausländer ihm angethan hätte. Alle wurden darüber eins, und überlegten, wie sie es angreifen könnten, daß ihre Rache ausgeführet würde. Es mangelte zwar nicht an List und Wuth, aber es lief dennoch übel ab. Der Elephant zertrat einige; andere ergriff er mit dem Rüssel und warf sie in die Höhe, um sie zuerdücken. Einem alten Fuchse gieng es so sehr zu Herzen, daß er mit vollem Halse zu schreyen anfieng: O tyrannisches Bezeugen! Nein, sprach der Elephant: auf eine solche Rache, folgt ein solcher Lohn.

Des Herrn Brockes Gedanken darüber sind diese:

Die armen Fuchse fühlen hier die Strafe der Vermessenheit.

Ihr ganzer Haufe, theils gewürgt, und theils zertreten, heult und schreyt.

Es fließt ihr Blut, die Knochen splittern, man hört ein knirschendes Geräusch,

264 VI. Grundriß vom Leben des ältern

Von abgetretenen Adern, Sehnen, Gelenken und zerquetschtem Fleisch.

Allein des ungeheuren Wunders im Reich der Thier erblickte Größe

Erschröck mich, daß ich vor Erstaunen der armen Leidenden vergesse.


Doch fällt mir, da ich mich besinne, zuletzt noch diese Lehre bey:

Wie schädlich gegen einen Großen der Widerstand des Kleinen sey.

VI.

Grundriß von dem merkwürdigen Leben, des Durchl. Fürsten und Herrn, Herrn Albrechts des Ältern, Markgrafen zu Brandenburg, in Preußen ꝛ. Herzogs, Burggrafen zu Nürnberg und Fürsten zu Rügen ꝛ. ꝛ. bey Gelegenheit der zweenen Jubelfeyer der von ihm mildest gestifteten hohen Schule zu Königsberg in Preußen, aus vielen gedruckten und geschriebenen Urkunden ans Licht gestellet, von M. Friedrich Samuel Bock.

Königsberg bey Johann Heinrich Hartung 1745.

 Da wir neulich von dem I. Theile der Historie der Königsbergischen Universität unsern Lesern Nachricht gegeben: so können wir vor-

180 nicht umhin, ihnen auch von dem Leben ihres Stifters, des preiswürdigen Markgraf Albrechts, ersten weltlichen Herzogs von Preußen, einen zulänglichen Auszug zu ertheilen. Es ist sehr zu loben, daß der Herr Verfasser dieses Buches sich die Umstände der Zeit antreiben lassen, alles, was von alten Nachrichten übrig war, aufzusuchen, und in einen ordentlichen Zusammenhang zu bringen. Es werden heute zu Tage Lebensbeschreibungen die Menge, und zwar von solchen Helden geschrieben, die kaum angefangen auf den Schauplatz der Welt zu treten, und bisweilen wohl noch gar nichts denkwürdiges gethan haben. Wie viel besser wird denn nicht das Andenken eines wahrhaftig großen Fürsten wieder auferwecket, der sich mehr als auf eine Art unsterblich gemacht? Je mühsamer auch diese Arbeit dem Herrn Magister Voß geworden: desto mehr Lob verdient er, nicht nur von seinem Vaterlande, sondern von allen Liebhabern der Geschichte, ja von allen Verehrern der Wissenschaften und freyen Künste, denen dieser großmüthige Herzog so freygebig aufzuhelfen gesucht hat. Es ist freylich ganz ein anders, aus den Zeitungen ein elendes Gerippe eines sogenannten Lebens zusammen zu stoppeln; als aus alten Chroniken, Documenten, Manuscripten, und andern Ueberbleibseln voriger Jahrhunderte, eine ausführliche Historie großer Prinzen zu verfertigen: zumal wenn alle diese Quellen in verschiedenen öffentlichen und Privat-Bibliotheken, Cabinettern und Archiven zerstreuet sind, und sehr mühsam zusammengesucht werden müssen. In der preußischen Historie muß man sich auch destoweniger

über den Mangel alter Nachrichten wundern: da Lucas David, im 8ten Buche seiner Chronik auf d. 1082. S. meldet, daß des deutschen Ordens Schriften und Privilegien 1525. von Pohlen dem Reiche überliefert worden: und daß Markgraf Albrecht selbst vier Fuder voll Documenten und Chroniken dem Könige Sigismund in Pohlen zugeschicket hat. Daher hat sich aber auch der Herr Verfasser nicht auf einmal gewaget, ein ganz ausführliches Werk von den Geschichten seines Helden zuschreiben; sondern gleichsam nur diesen kurzen Auszug davon zum Vorläufer gemacht. Jenes dürfte, wie er den Ueberschlag macht, sich leicht auf zwölf Alphabete belaufen; da dieses kaum anderthalb ausmacht. Das erste würde alsdann auch mit allen den Urkunden und Documenten versehen seyn, darauf er sich hier nur bezogen hat; auch mit einigen Kupfertafeln gezieret seyn. Ja er würde darinn eine vollständige preußische Historie, von Anbeginn, so weit sich von diesem Lande etwas mit Gewißheit sagen läßt, bis auf Markgraf Albrechts Tod, darstellen. Es würden darinn alle wichtige Privilegien und Statuten, die vor, und unter diesem Herzoge gestellet worden, vorkommen; und die preußischen Landtagsacten alter Zeiten, die noch vorhanden sind, würden ihm reichen Stoff dazu an die Hand geben. Auch ein für verlohren gehaltenes Msc. von Simon Grunauen, hat ihm verschiedene Nachrichten geliefert, die bisher noch unbekannt gewesen sind. Dieses größere Werk liegt nun bereits zum Drucke fertig, und wir wünschen, daß es ihm nicht lange an einem Verleger fehlen möge.

Die preußische Historie kann füglich nach den verschiedenen Religionen, die in diesem Lande geherrschet, in drey Haupttheile abgesondert werden. Der erste begreift die heidnischen Zeiten, vor der Ankunft des deutschen Ordens in sich, und geht bis aufs dreizehente Jahrhundert. Der zweyte hält das päbstliche Wesen unter der Regierung des Ordens in sich, und geht bis auf die Zeit der Glaubensreinigung im sechszehnten Jahrhunderte. Die dritte endlich hebt mit Herzog Albrechten an, und geht bis auf izzige Zeiten. Weil selbst in Preußen die alten Schicksale dieses Landes bey den meisten ins Vergessen gerathen sind; so hat der Herr Verfasser es für nöthig gehalten, einen Blick in die Zeiten vor seinem Herzoge zu thun, und, wiewohl flüchtig, den damaligen Zustand seines Vaterlandes zu beschauen. Wir werden ihm darinn folgen, und gleichfalls etwas weniges daraus anführen, welches zu besserem Verstande der folgenden Geschichte dienen kann. Daraus nämlich werden die großen Eigenschaften eines Prinzen desto deutlicher erhellen, der ein so verfallenes, und durch die Schuld der deutschen Ritter, oder Kreuzherren, in das tiefste Elend gerathene Land, in den besten Wohlstand gesetzt, und vor aller Welt ansehnlich gemacht hat.

Preussen ist ein Land, welches an der Ostsee liegt, und von dem Großfürstenthume Litthauen, Pohlen und Pommern eingeschlossen wird. Es ist funfzig deutsche Meilen lang, und an einigen Orten bis auf 40 Meilen breit. Vorzeiten hat ein Volk hier gewohnet, welches die Römer die Aestier genennet*. Man sah

* Sollten nicht die Estländer, die noch einen Theil von

sah dieselben als einen Theil der Veneder oder Veneden an, welche zu dem großen europäischen Sarmatien gerechnet wurden. Doch waren sie selbst keine Sarmaten. Tacitus sagt (L. de mor. germ. c. 45.) es hätten die Aestier am suebischen Meere gewohnt, und zwar svebische Sitten und Trachten, aber eine Sprache, die der brittannischen ähnlich gewesen, gehabt. Die Sueven aber waren ein deutsches Volk, so wohl als die alten Einwohner Brittanniens deutsche Colonien gewesen seyn müssen. Nach der Zeit sind die Gothen, die aus dem Norden gekommen, durch Pommern nach Preussen gerücket. Diese mögen nun die Aestier theils nach Liefland getrieben haben, sind aber selbst auch weiter gezogen, und vielleicht gar bis ans schwarze Meer gerücket: da denn Preußen von seinen alten Einwohnern wieder besetzt worden, die es auch bis zur Ankunft der deutschen Ordensbrüder inne gehabt.

Als diese im 13ten Jahrhunderte ins Land kamen, in dem Vorhaben, mit Feuer und Schwert die Heiden zu bekehren, brachten sie allerley Volk, aus verschiedenen deutschen Landschaften mit. Die Fruchtbarkeit des Landes, und die Gastfrenheit der Einwohner lockte nachmals noch mehrere Einwohner hieher; sogar, daß auch auf einmal 3000 meißnische Bauern nach Preußen gekommen, wie Lucas David in seiner Chronik berichtet: so vieler schlesischen, lausitzischen, brandenburgischen und pommerischen Colonien nicht

Liefland inne haben, ein Ueberbleibsel von diesen Aestiern seyn? zumahl, da ihre Sprache mit der curländischen und alten preußischen eine Verwandtschaft hat.

nicht zu gedenken. Von allen diesen kommen die heutigen preußischen Geschlechter her, wie denn auch ihr Adel, bis auf wenige Familien, die alter preußischer Abkunft sind, aus Deutschland herstammet.

Wegen seines Börnsteins ist Preußen schon vor Christi Geburt, den Griechen und Römern bekannt gewesen. Eginhard bezeigt: daß noch zu seiner Zeit die Aestier die Küsten des baltischen Meeres bewohnet; doch so, daß sich ihre Grenzen viel weiter erstrecket, als das heutige Preußen geht. Um das zehnte Jahrhundert haben sie zuerst in den Geschichten den Namen Pruzzi bekommen; doch so, daß sie bald Prizen, bald Bruzier, bald Bruchier, bald Pruter genennet, ihr Land aber bald Pruccia, bald Pruzia, bald Poruzzia genennet worden, nachdem es die Mundart der Geschichtschreiber mit sich gebracht. Dieser letzte Name soll aus dem pohlnischen Worte Po bey, und dem Strome Ruß, der pohlnisch Niewen, lat. Chronus heißt, und in Preußen durch das Curische Haf in die See fällt, zusammen gesetzt seyn, und also ein Land bedeuten, das bey, und um den Strom Ruß gelegen ist. Eine andere Ableitung hat Pratorius angeben wollen; weil er bemerket, daß in der alten preußischen Sprache Pruota, so viel, als Prudentia, die Klugheit, bedeute: daher meynt er, die alten Preußen hätten sich diesen Namen selbst beygelegt, weil sie sich für klüger, als andre angrenzende Völker gehalten hätten.

Ueberhaupt hat man die alten Preußen wilder und ungeschlachter beschrieben, als man es mit vielen glaubwürdigen Nachrichten zusammen reimen kann.

kann. Sie haben sich gegen die Unglücklichen, die an ihrer Küste Schiffbruch gelitten, allezeit menschlich und freundlich erwiesen. Sie waren gastfrey und milde, und es gab keine Bettler unter ihnen; weil die Reichen sich der Armen nachdrücklich annahmen. Todschlag und Diebstahl wurden hart, und mit dem Leben bestraft; die Ehebrecher aber verbrannt, und ihre Asche auf die Landstraße gestreuet. Gold und Silber hatten und brauchten sie nicht; denn ihr Land gab ihnen alles, was sie glücklich machen konnte, im Ueberflusse.

Doch kann man nicht leugnen, daß die Preussen etwas länger, als die Sachsen, Wenden und Pohlen Heyden geblieben: ob sich gleich die Litthauer noch später zum Christenthume bekehret haben. Aus dem heydnischen Aberglauben floßen nun freylich allerhand seltsame Gewohnheiten: z. Er. daß sie ihren alten Aeltern vom Leben halfen, viel Weiber nahmen, den Trunk liebten, u. d. gl. worinn sie gleichwohl viele andere für sehr flug gehaltene Völker zu Gesellen gehabt haben. Zu Kaiser Valentinians Zeiten sollen sie die königliche Würde bey sich eingeführet haben, indem sie den Widewut, zu ihrem Könige; seinen Bruder Pruteno aber, der solche Ehre abgeschlagen hatte, zu ihrem Hohenpriester, den sie Krivo Krivaito nannten, gemacht. Andere setzen diese Geschichte in neuere Zeiten; andere nennen sie eine Fabel; andere sagen, daß Widewut ein Amtsnamen aller ihrer Beherrscher gewesen. Widewut soll nun das ganze Land unter seine eilf Söhne getheilt haben, davon die Provinzen in Preußen ihre Namen bekommen.

men. Noch andere meynen, dieß wären nur die Unter-richter und Vorsteher der kleinern Landschaften gewesen, die aber alle unter dem obersten Richter gestanden, den man Widerwut geheissen.

Die alten Preußen sind auch ein tapferes Volk gewesen. Dieses haben die deutschen Ritter zur Gnüge erfahren, als sie über funfzig Jahre zugebracht, sie zu bezwingen, und unzählige Kriegsheere darüber aufgeopfert. Sie würden auch vielleicht gar nicht damit zu Stande gekommen seyn, wenn die Preußen alle zusammen gehalten, und für einen Mann gestanden hätten. Allein, sie wurden einzeln aufgerieben; und gleichwohl mußte König Ottokar aus Böhmen mit einer Armee von 60000. Mann kommen, nur die einzige Provinz Samland zu bezwingen. Der Herr Verfasser meynt hier zwar, der große Carl habe schon einen Theil von Preußen, was nämlich diesseit der Weichsel liegt, bezwungen: allein erstlich ist die Sache sehr ungewiß, ob er jemals weit über die Elbe, oder nur bis an die Oder gekommen; hernach aber haben die Preußen auch allemal nur jenseit der Weichsel ihren Sitz gehabt, diesseit aber haben die Pommern oder Pommereller gewohnt. Eben das ist von Heinrich dem Vogler, und Otto dem großen zu sagen, deren Waffen sich niemals bis an die Weichsel erstreckt haben.

Boleslaus Chrobry, König in Pohlen, hat Preußen zuerst zinsbar machen wollen; aber mit seinem Schaden erfahren, daß es so leicht nicht sey, ein seine Freyheit liebendes Volk zur Sklaverey zu bringen. Er nahm die Gelegenheit daher, daß der vormalige Erz-
 bischo

bischof von Gnesen, Adalbert, der sich hatte in den Sinn kommen lassen, der Preußen Apostel zu werden, erschlagen worden. Was dieser Glaubensbothe, und noch Bruno aus Quersfurt dazu, nicht hatte ausrichten können, das sollten die gestiefelten Apostel ausrichten. Er fiel mit einer großen Macht in Preußen, und zerstörte Komove, den Sitz ihrer Andacht und Religion; zwang sie auch 1015. daß sie sich anheischig machten, einen Tribut zu zahlen. Doch das dauerte nicht lange: denn seinen Nachfolger nöthigten die Preußen, ihnen einen großen Theil von Pommern abzutreten. u. s. f.

Wir übergehen die übrigen Kriege der Pohlen mit Preußen, vor der Zeit der Schwertbrüder; welche Herzog Conrad zu Masau, oder Mazovien, wie man es iso nennet, als der nächste Nachbar von Preussen, zu Hülfe rief. Der Pabst ernannte 1215. den Cistercienser Mönch Christian, zum Bischofe über Preussen. Dieser hatte das Glück, daß ihm zween bekehrte vornehme Preußen die Culmische Landschaft verehrten. Der Orden der Schwertträger, den der liefländische Bischof Albrecht 1204 gestiftet hatte, und die in ihrem weißen Mantel ein eingewirktes Schwert trugen, halfen zwar dem Herzog Conrad das Befehrungswerk mit der Faust treiben; wurden aber so wohl als er, mit blutigen Köpfen zurück getrieben, und giengen wieder nach liefland. Die Preussen lernten das Kriegshandwerk durch die Uebung immer besser: und auf Bischof Christians Ansuchen, schrieb Pabst Honorius 1215. einen ordentlichen Kreuzzug wider Preussen aus; gerade, als wenn hier, so wohl als im gelob-

gelobten Lande ein heiliges Grab zu erobern gewesen wäre. Das gieng nun eine Weile gut, und die Preussen verlohren eins und das andere: bis sie sich 1224 wieder ermanneten, alles verlohrene wieder eroberten, alle Kirchen und Klöster zerstörten, den Abt und alle Brüder von Oliva gefangen führten, und ermordeten; ja dem Herzoge von Masau sein Land verwüsteten, und ihn Tribut zu geben zwangen, wie er ihnen vorher gethan hatte.

Hierauf wandte sich Bischof Christian an den damaligen Hohemeister des deutschen Ordens, Herrmann von Salza, und trug ihm das wenige; was er noch im Culmischen und Dobrinischen hatte, an, wenn er nach Preußen kommen, und die Heyden mit dem Degen in der Faust bekehren wollte. Es ist bekannt, daß dieser Orden 1190 im heiligen Kriege zu Ptolemais entstanden, als einige Lübecker und Bremer Kaufleute die franken Soldaten zu verpflegen Anstalt gemacht. Pabst Celestin hatte diese Anstalt, als einen geistlichen Orden bestätigt; die Kaiser hatten ihnen auch gewisse Vorrechte zugestanden: und ihre Kleidung war ein weißer Mantel, worauf ein schwarzes Kreuz gesticket war; weswegen man sie auch Kreuzherren, imgleichen von ihrer Patroninn Maria, die Marianer, oder schlechtweg, die deutschen Ritter, zu nennen pflegte.

Diese Ordensritter nun haben, nachdem sie aus dem Oriente unverrichteter Sachen, nach und nach vertrieben worden, nicht ohne viele Mühe, innerhalb ohngefähr 50 Jahren, das ist erst im 1283sten Jahre sich des ganzen Preussenlandes bemächtiget: würden aber

nimmermehr damit zu Stande gekommen seyn, wenn ihnen nicht fast alle Fürsten aus Deutschland, sonderlich Brandenburg, Braunschweig, Meissen, Mähren, Oesterreich, und endlich der böhmische König Ottokar, so oft, und so redlich beigestanden hätten. Doch hatten sie dazumal nur Preußen jenseit der Weichsel: Danzig und was diesseits der Weichsel, unter dem Namen von Pomerellen liegt, gehörte noch zu Pommern; bis sich die Ritter im 1310ten Jahre auch dieses Landes, bis gen Stolpen in Pommern, bemächtigten: weil die Pohlen, nach Herzog Mestwins Tode, sich dasselbe zu eigen machen, und als ein Reichslehn ihrem Königreiche einverleiben wollten. Im 1342sten Jahre kam der Friede zu Stande, darinn der Orden dieses, das Culmische und Michelauische Gebiet behalten; das Dobrinische und Cujavische aber den Pohlen überlassen sollte: doch so, daß diese sich des Titels und Wapens von Pommern gänzlich enthalten sollten.

Wir übergehen hier die Kriege, die der Orden nach der Zeit mit den heidnischen Litthauern geführt, und die wenigstens über 300000 Mann gefressen haben. Den Hauptsieg wider dieselben erfocht der tapfere Feldherr Schindkopf, unter dem Hohemeister Winrich von Kniprode 1378 in der rudauischen Schlacht; dem zu Ehren eine Gedächtnißseule aufgerichtet worden, die noch vorhanden ist. Allein noch was merkwürdigers war es, daß der Hohemeister Conrad von Jungingen, von dem Kaiser Sigismund die neue Mark Brandenburg um 16000 Goldgülden erhandelte; und dadurch

dadurch seine Macht noch weiter nach Deutschland ausbreitete. Dieses zeigte nicht nur von seinem Reichthum: sondern gab auch eine Vorbedeutung, daß Preußen dazu ersehen wäre, demmaleinst die ganze Mark Brandenburg, und viele benachbarte Länder zu beherrschen. In Preußen selbst sind damals die glükdenen Zeiten gewesen. Der Reichthum und Ueberfluß hat sich damals bis auf die Bauren erstreckt. Denn es gab unter andern in dem Dorfe Nickelswalde einen, der sich schon eilf ziemliche Gelten voll baares Geldes gesammelt hatte, und nun noch die zwölfte zusammen sparete. Als der Hohemeister das vernommen, und solchen Reichthum selbst in Augenschein genommen hatte: machte ers ganz anders, als man es nach heutiger Art vermuthen sollte, und schenkte dem Bauren aus seinem eigenen Schatze so viel, daß die zwölfte Gelte auch noch voll ward.

Doch da bey dieser Glückseligkeit des Landes auch der Stolz des Ordens wuchs: so band derselbe ferner mit den Litthauern an; bis Jagello ihr Fürst sich genöthiget sah, wie Dluglossus berichtet, ihm Samogitien abzutreten. Dieses Glück machte ihm Muth, ferner mit den Pohlen anzubinden; die aber mit einem so großen Heere erschienen, daß der Orden nothwendig den Kürzern ziehen mußte. Er verlorh nämlich 1410 bey dem Dorfe Tannenbergh eine so große Schlacht, daß der Hohemeister selbst, der Großcomthur, der Großmarschall, der Spittler, und 600 Ritter, nebst 40000 Mann Gemeinen auf dem Plage blieben, 14000 Mann aber gefangen wurden.

Dieses Sieges bediente sich König Jagello, einen ziemlichen Theil von Preussen zu erobern, trug auch noch einen Sieg davon. Endlich aber dünkte ihn doch der Friede besser, als ein längerer Krieg, und gab 1411 dem Orden alles wieder, was er ihm genommen; nur daß Samogitien nach seinem und Vitolds Tode erst an den Orden fallen, dieser hingegen den Polen 100000 Schock böhmische Groschen zahlen sollte: welcher Friede auch 1436 mit Bladislao dem V. bestätigt ward.

Hätte sich der Orden dieses alles bescheidener machen lassen, so wäre es gut gewesen. Allein, so viel Ritter er hatte, so viel Tyrannen hatte das Land, die alle Geilheit, Ueppigkeit und Ungerechtigkeit darinnen ausübten. Ihre damalige Verschwendung überstieg fast allen Glauben. Daher entstand, wegen großer Bedrückung des Landes, ein Aufruhr. Danzig, Thoren, Marienburg und Elbing, und die Bischöfe zu Culm, Pomesan und Ermland, vereinigten sich 1454. wider ihn, und ergaben sich freiwillig in polnischen Schuß. So ward nach langem Kriege der Hohemeister von Erlichshausen genöthiget, den westlichen Theil von Preußen an Polen zu überlassen, und den östlichen von diesem Reiche zu Lehne zu nehmen. So schwächte sich nun die Macht des Ordens, und was durch ganz Polen nicht hatte bezwungen werden können, das fiel durch innerliche Unruhen zu Boden. Das übrige, von Marggraf Albrechten selbst, wollen wir auf das nächste Stück ersparen.



* * * * *

VII. Gelehrte Neuigkeiten.

No. I.

Verzeichniß aller derjenigen akademischen und andern Schriften, die zu Königsberg, seit dem zweenen Jubelfeste dieser hohen Schule ans Licht getreten.

Seil wir in dem vorigen Stücke dieses Büchersaals über den Mangel an Nachrichten von der Universität Königsberg und ihren gelehrten Beschäftigungen geklaget: so hat sich einer der berühmtesten dasigen Lehrer die Mühe nicht dauern lassen, uns mit einem Aufsätze zu versehen, worinn alles dasjenige kürzlich verzeichnet ist, was seit anderthalb Jahren ohngefähr, daselbst so wohl an Dissertationen, als andern Schriften ans Licht getreten ist. Nun gehören zwar nicht alle Arten der hier erzählten Sachen, in die engen Schranken dieses Büchersaals, der bloß den schönen Wissenschaften gewidmet ist. Weil aber doch die gelehrte Historie überhaupt mit zur Zahl der angenehmen Studien gehöret; und es vielen Lesern in Deutschland angenehm seyn wird, von einer so entlegenen hohen Schule doch einige zuverlässige Nachricht zu bekommen: so wollen wir nicht nur dieses Verzeichniß einrücken, sondern werden auch künftig fortfahren, von Zeit zu Zeit dasjenige bekannt zu machen, was uns von einigen Gönnern und Freunden daselbst für Neuigkeiten aus dem

gelehrten Sache zugefertigt werden möchten. Was man fast in keiner Monathschrift oder gelehrten Zeitung findet, das wird auch in dieser Büchersaale angenehm seyn.

Im 1744sten Jahre sind allhier zu Königsberg von der Jubelfeyer an bis zu Ende des Jahres folgende Schriften heraus gekommen.

M. *Theod. Christoph. Lilienthalii* zwey theologische Disputationen sub Tit. gloria angeli fœderis cum Jacobo colluctantis ex Gen. XXXII. 24 sqq. et Hof. XII, 4. adserta, et a dubiis Anonymi Angli vindicata; davon er die erste pro gradu unter dem Vorsiß des Hrn. Doct. Salthenii, die andere aber pro loco Prof. Theol. extraord. als Præses vertheiget hat.

Joan. Henr. Dan. Moldenhaueri V. D. M. acta Paulli chronologice digesta, oder zwey theologische Inaugural-Disputationen, deren erste er unter Hrn. D. Saltenius pro gradu, die andere aber pro loco Prof. Theol. extraord. als Præses vertheidiget hat.

Joann. Adam Gregorovius jun. disputirte pro gradu Doctoris de differentiis Juris Prutenici, et civilis Romani, in materia restitutionis in integrum Prætorix.

Es kamen auch folgende Dissertationes und Specimina pro gradu Doctoris in Medicina heraus:

Godfr.

Godfr. Rose de consuetudine;

Abrah. Sauer de marasmo fenili;

Christian Kæfing, de felici praxeos successu, ex intima remediorum notitia obtinendo;

Joan. Christoph. Wulff de XXIII. plantis in Borussia repertis, et nondum descriptis.

Henr. Ludolph. Harmes de caussis morborum et mortis, subiecti cuiusdam maniaci.

Joan. Joseph Falck; cur post-diluviani non illum senectutis gradum attingant, quem Patres ante diluvium habuerunt?

Jacob Friedr. Becker de speciali sanguinis in cerebro circulatione.

Es disputirten auch um die Zeit

D. Reinhold Fried. de Sahme, de privilegiis academiae Regiomontanae.

D. Theod. Boltz Prof. jur. ord. de ludis publicis

D. Steph. Waga Prof. jur. extr. de eo quod iustum est, circa incestum civilem.

D. Joann. Bernh. Hahn Prof. OO. LL. ord. de anno Jobheleo Ebraeorum.

Bald darauf erschienen auch die bey den angestellten Promotionen von den Brabeuten gehaltenen Reden, als:

D. Joann. Dav. Kypke Prof. Theolog. ord. de Cosmologia Paulina ex I Cor. VII. 31.

D. Theod. Boltzii Oratio de lætitia publica.

D. Christoph Dan. Meltzers Rede, in welcher die Verdienste derer in dem letzten Jahrhunderte bey dieser

Akademie gestandenen Professorum Medicinæ angezeigt werden.

D. Joann. Adam Gregorovii sen. Orat. de electricitate morali.

Es disputirte auch *M. Andr. Salter*, pro recept. in facult. philosoph. de signis vel vexillis veterum.

M. Joann. Aug. Lübek de necessitate et criteriis divinae revelationis. und

D. Christian Kæstling ließ ein Specimen de medicamentis saponaceis, eorumque virtute egregie resolvente drucken.

D. Joann. Bernh. Hahn disputirte auch um diese Zeit, als neu ernannter Professor der Arzneykunst, pro loco Prof. Med. extraord.

D. Joann. Friedr. Schweder de olfactu.

Pro gradu Doctoris Iuris disputirte der Kriegsrath *Joann. Ludov. l'Estocq* de navibus pro derelicto habendis vel non, ob discrimen tempestatis maritimae.

Das Weihnachtsprogramm, so Herr Doctor *Lilienthal* verfertiget, handelt de primogenito in orbem terrarum introducto, ex Ebr. I, 6.

Im 1745sten Jahre
sind folgende Sachen allhier gedruckt.

Pro receptione in facult. philos. haben disputiret:

M. Joh. Wilhelm Milo de Kabala recentiori, Spinozifini genitrice.

M. Georg. Dan. Edler, de providentia divina circa res creatas omnes.

D. Joan

D. Joann. Adam Gregorovius jun. de natura entium moralium eorumque a reliquis differentia.

Pro recept. in facult. jurid. *D. Georg. Theod. Schinmann*, de renunciatione sui juris, non valida.

Pro loco Prof. Theol. ordin. *D. Job. Behm* Græc. Lingv. Prof. ord. de Fidelium παρακλήσει ex Ebr. VI. 18. sqq.

Pro loco Prof. Iur. ordin. *D. Stephan. Waga* diff. 3tia jur. militar. de militum habilitate.

Pro loco Prof. Jur. extraord. *D. Joann. Adam Gregorovius iun.* diff. prior. de actione ex pacto nudo moribus valida.

Pro loco Prof. Med. extr. *D. Joann. Christian Laubmeyer*, de vitiis propagationem hominis impediens.

Noch ward unter dem Vorsitze des Hrn. Canzlers von **Sahme** de relegatione, eaque in terris Prusso-Brandeb. abrogata.

Und unter Hr. Prof. **Carl Andr. Christiani**, de vera religione, ceu firmissimo civitatis conservandæ vinculo, disputiret.

Das Ofterprogramma ist über Colosß. III. 3. 4. von Hrn. **D. Kypke** geschrieben.

Das Pfingstprogramma handelt de dicti Ioan. III. 16. perspicuitate et genuina lectione, und ist Hrn. **D. Salthenii** Arbeit.

Das Weihenachtsprogramma hat Herr **D. Behm** über Luc. II. 9. geschrieben.

Sonsten hat Hr. **M. Friedr. Sam. Bock** eine Liederconcordanz in groß Octav herausgegeben: im gleichen hat derselbe das Leben des Markgrafen **Al-**

brechts von Brandenburg, des ältern, in Octav drucken lassen.

Herr M. Johann Friedrich Buck, so allhier dociret, hat in Danzig seine Gedanken von der Schreibart der heiligen Schrift drucken lassen, imgleichen eine Schrift vom Tode und der Auferstehung der Seelen, in Octavo. So ist auch

Herrn Prof. Lilienthals biblischer Archivarius über das N. Test. in Quarto herausgekommen.

Es hat auch derselbe eine Sammlung von Betrachtungen und Gebethen zum Gebrauch der Kranken in groß 8vo herausgegeben.

Georg. Leonh. Northoff hat des Herrn von St. Evremond Gedanken von dem rechten Gebrauche des Lebens ins deutsche übersetzt und in groß 8vo drucken lassen. Auch ist gedruckt,

D. Ioan. Heinr. Dan. Moldenhaueri, Introductio in omnes libros V. & N. T. in groß 8vo 1744. welcher seine acta Paulli vermehrter beygedruckt sind.

Derselbe ließ auch zu Ausgange des 1744. Jahres eine Sammlung von Predigten, unter dem Titel: **Evangelisches Zeugniß von Jesu**, in groß 8vo drucken und zu Ausgange des 1745. gab er des seel. D. Georg. Friedr. Rogalls Predigten über den Brief an die Römer, nebst desselben akademischen Vorlesungen über diesen Brief, auch vielerley andern Predigten desselben, in Quarto heraus.

Zu geschweigen der in den wöchentlichen Anzeigen vorkommenden gelehrten Anmerkungen, darinnen zum öftern merkwürdige Dinge abgehandelt werden, und andrer kleinen Schriften, Reden, Predigten u. s. w.

Die

Die moralische Schrift, so im vorigen Jahre unter der Aufschrift des ehrlichen Alten herauskam, wird nunmehr unter dem Namen des Redlichen, fortgesetzt.

Auch hat *Friedr. Godfr. Abel*, practicus zu Halberstadt, oder im Jubiläum abwesend allhier promoviret, ein Specimen pro gradu Doct. Med. 1744. de stimulantium mechanica operandi ratione, allhier drucken lassen.

Endlich hat außer der neulich schon gemeldeten Rede auf das Königl. preussische Friedensfest, Herr Prof. *Flottwell*, der Königl. deutschen Gesellschaft Director, an Lutheri Sterbtage, den 18. Febr. eine feyerliche Lob- und Gedächtnißrede gehalten; wozu er durch eine kurze Einladungsschrift, in den ordentlichen Versammlungsort der Gesellschaft auf dem Königl. Residenzschlosse, eingeladen. Gleich darauf hat er dieselbe, unter dem Titel drucken lassen: das durch Martin Luthern beglückte Preußen, wurde 1746. den 18. Febr. an dem Sterbenstage dieses unsterblichen Lehrers, von der Königl. deutschen Gesellschaft, in einer feyerlichen Lob u. Gedächtnißrede abgebildet, von *Cölest. Christ. Flottwellen*, der Königsb. Acad. Prof. Ord.

II. *M. Georg Friedr. Meiers* Vertheidigung der Baumgartischen Erklärung eines Gedichts wider das 5te Stück des I. Bandes des neuen Büchersaals der schönen Wissenschaften und freyen Künste. Halle, bey Hemmerden 1746. drittehalb Bogen in 8. Wir erwähnen dieser Schrift nur darum, damit wir Gelegenheit haben mögen, uns zu erklären, daß wir weder auf diese, noch auf eine andre zu Berlin, wieder unsere Monatschrift herausgekommene

ne Streitschrift etwas antworten werden. Solche Zänkereyen würden uns nur in dem allgemeinen Vorhaben stören, welches wir zu befördern suchen; weswegen wir auch einer neulichen Zunöthigung in gewissen Zeitungen, die ohne dieß von keiner Erheblichkeit war, nicht geantwortet haben; und es mit Lachen ansehen können, daß der Verfasser durch seine Brille überall Ziffern und Zahlen erblickt. Was den Herrn Lic. Quistorp in Rostock anbetrißt, so hat derselbe Gelehrsamkeit und Muth genug, seine Schrift zu vertheidigen, wird auch, wie wir Nachricht haben, seinem Gegner nichts schuldig bleiben. Die Einwendungen des Herrn M. Meiers wider die aristotelische und gottschedische Erklärung von der Dichtkunst, werden auch nicht so leicht einen Lehrling dieses letztern irre machen; indem sehr leicht darauf zu antworten ist. Vielleicht wird Herr Prof. Gottsched selbst, irgend bey einer neuen Ausgabe seiner Dichtkunst seine Erklärung durch ein paar Anmerkungen, gegen solche Einwürfe in Sicherheit setzen, die nur aus einem willkührlichen Misverstande herkommen. Daß aber die breitingerische Dichtkunst vollständiger seyn sollte, als die gottschedische; werden alle diejenigen leicht zugeben, die in einer Dichtkunst, weder die Regeln des Heldengedichts, noch des Trauerspiels, noch des Lustspiels, noch der Schäfergedichte, noch der Oden, noch der Satiren u. s. w. sondern nur eine tiefsinnige Metaphysik voll weitgesuchter Speculationen suchen; durch welche noch niemals ein Poet gebildet geworden. Uebrigens sieht ein jeder, daß eine Dichtkunst, die für Anfänger geschrieben worden, wie die
Gott-

Gottschedische, nicht alles das in sich halten kann, was Scaliger in einem Folianten, und Muratori in zween Quartbanden geliefert haben. Herr Magister Meier verspricht indessen, uns noch viel solche kleine Büchlein herauszugeben.

III. Die von der Vorsicht nach Sachsen abgeschickte Irene, oder Göttinn des Friedens. In einem Gedichte, an dem Friedensfeste, so in dem Gymnasio zu Görlitz 1746. den 31. Jan. feyerlichst begangen wurde, vorgestellt von M. Friederich Christian Baumeistern Rect. Gymnasii. Görlitz bey Richtern in 4. vier Bogen; wobey noch angehängt ist, eine Ode auf den Frieden, zwischen Sachsen und Preußen, von Gottlob Ephraim Herrmann. Da bisher alle sächsische, oder meißnische Musen verstummet zu seyn geschienen, und man sich billig wundern müssen, daß die kriegerischen Zeiten, die an großen Thaten so fruchtbar sind, gleichwohl noch keinen anständigen Dichter zu begeistern vermocht: so kömmt die Lausitz diesem Mangel zu statten. Der erwünschte Friede hat einen gelehrten Mann erwecket, den wir sonst noch nicht unter der Zahl deutscher Poeten gesehen haben. Der Herr Rector Baumeister, hat bey seinen übrigen Verdiensten um die Weltweisheit und um das schöne Latein, auch die Zahl derjenigen wackern Schulmänner vermehren wollen, die ihren Untergebenen, auch in ihrer Muttersprache gute Muster geben, und sie dadurch zur Liebe derselben aufmuntern. Es ist dieß Gedichte zwar in langen heroischen Versen geschrieben; doch so, daß hin und wieder zur Abwechslung, etliche Oden eingeschaltet worden: die
er

er aber allemal der Irene in den Mund legt. Es ist eine lebhaftere Dichtung darinn, die sich bis ans Ende erhält; und man findet viel schöne Beschreibungen, und wohlausgeführte Gleichnisse darinnen, anderer Schönheiten zu geschweigen. Die beygefügte Ode, die von einem noch in Görlitz studirenden jungen Dichter ist, zeigt, wie kräftig die Aufmunterungen eines so gelehrten Anführers gewesen sind. Sie ist wohl geschrieben, und zeigt einen ziemlich fruchtbaren und reinen Wis, nebst einer untadelichen Richtigkeit des Ausdruckes, und einer anmuthigen reinen Versart: so daß man sich künftig von ihm noch was mehrers versprechen kann.

IV. Bey der Feyer des Festes, über den, zwischen den hohen Berlin, Wiener und Dresdenischen Höfen, den 25ten December 1745. höchsterfreulich geschlossenen Frieden, wurde den 21. Jenner 1746. in dem öffentlichen Stadt und Rathhause zu Frankfurt an der Oder, zu Bezeugung der allerunterthänigsten Ehrfurcht des Magistrats und der Bürgerschaft, gegen Sr. Kön. Maj. ihren allergnädigsten Herrn, nachstehende Rede vorgetragen, von Joh. Samuel Ungnad, beyd. R. D. und Stadtsyndico daselbst. Diese ganz wohlgerathene Rede ist dem sogenannten frohlockenden Frankfurt an der Oder, angehängt, und giebt dieser Sammlung eine besondre Zierde. Der Herr Verfasser hat keinen übeln Geschmack von der Beredsamkeit, und seine deutsche Schreibart ist unzählige mal besser, als man sie sonst auf den Rathhäusern vermuthet und findet. Nun dürften zwar einige, die in den besten Mustern deutscher Redner

ner belesen sind, und ein gar zu gutes Gedächtniß haben, hin und wieder ziemliche Stellen aus Canizens Lobrede auf die brandenburgische Churprinzessin; aus Fleischiers Lobrede auf den Turenne, aus der verdeutschten Rede Cicérons für den Ligar, u. a. m. antreffen wollen. Allein diese würden dem Herrn Verfasser damit nichts neues, sondern nur eben das sagen, was er selbst im Eingange von sich gestanden hat, indem er meynt, „daß die Sache an seiner Statt werde also reden, daß er auch unvermerkt, und wenn er dabey seiner Rede einige Gedanken grosser Redner zu eigen gemacht zc.“ Wer so aufrichtig gesteht, daß er etwas geborgt habe, den kann man unmöglich eines Diebstahls beschuldigen: zumal wenn er, wie der Herr Verfasser, gar wohl fähig wäre, sich auch ohne dieses Entlehnte zu behelfen. Wir bedauern nur, daß er es nicht hat thun wollen; denn er würde gewiß noch mehr Ehre damit eingelegt haben, wenn alles sein eigen gewesen wäre: da er iso einem gewissen sächsischen Redner gleich geworden, der vor sechs Jahren, Sr. Königl. Maj. in Preußen zum Antritte seiner Regierung, in lauter zusammen gestoppelten Brocken andrer Redner, Glück gewünschet.

V. Der ältere Herr Bernigerod hat von Sr. Hochfürstl. Durchl. dem regierenden Herzoge zu Sachsen Weisensfels und Quersfurt, einen so wohlgetroffenen, als trefflich ausgearbeiteten Kupferstich geliefert, daß wir nicht umhin können, denselben den Liebhabern sauberer Kupfer anzupreisen. Er zeigt dadurch, daß ihm die Kunst und Geschicklichkeit seines sel. Vaters erblich sey; ja daß er im Stande sey, denselben

denselben vielleicht noch zu übertreffen. Es ist zu wünschen, daß er uns ein halbes Duzend solcher fürstlichen Bildnisse mit gleicher Kunst, und in gleicher Größe liefern möge; damit wir allmählich auch in diesem Stücke den französischen Künstlern beherzt unter die Augen sehen können,

Auch hat der jüngere Bruder gleiches Namens, der vor ein paar Jahren die saubern Kupfer in dem popischen Lockenraube gefertigt hatte; neulich die parisischen Zeichnungen von dem Geheimnisse der Freymäurer, so sauber nachgemacht, daß man sie von den Originalen fast nicht unterscheiden kann. Wer also von dieser verschwiegenen Gesellschaft sich noch fürchterlichere Vorstellungen machen will, als man ohne dieß schon davon hat; der wird seine Neugierde hier für 18. gute Groschen stillen können; da er für die französischen Kupfer fünf bis sechs Thaler würde zahlen müssen. Es wäre zu wünschen, daß ein so geschickter Griffel uns nach und nach, die Leipziger Gärten, die besten Gebäude und Prospective, auch die schönsten Landgüter der Grossen in Sachsen, ans Licht stellen möchte: so wie wir dergleichen Sammlungen von weit schlechtern Sachen in Italien, Frankreich und Holland, bekommen haben.

